

Zu diesem Heft

Vor nunmehr einhundert Jahren begann für Rudolf Steiner mit der auf Schröers Empfehlung hin an ihn herangetragenen Aufgabe der Herausgabe von Goethes «Naturwissenschaftlichen Schriften» in Kürschners «Deutsche National-Litteratur» eine neue Schaffensperiode. Daß der Zeitpunkt des Erscheinens einer Sonderausgabe der Naturwissenschaftlichen Schriften mit Einleitungen und Kommentaren Rudolf Steiners im Rudolf Steiner-Verlag einerseits im Zusammenhang steht mit der Würdigung Goethes anlässlich seines 150. Todestages und andererseits zusammenfällt mit dem Beginn der Arbeit Rudolf Steiners an der Herausgabe vor genau einhundert Jahren, mag den einen ein eher zufälliges Zusammentreffen, den anderen Zeichen eines inneren Zusammenhanges sein.

Welche Bedeutung der intensiven Beschäftigung Rudolf Steiners mit Goethes Schriften beizumessen ist, wird ersichtlich aus den folgenden Worten am Ende des VI. Kapitels in seiner Autobiographie «Mein Lebensgang»: «Deshalb trieb mich das, was ich in Anlehnung an Goethes Organik dargestellt hatte, neuerdings an die Erkenntnistheorie heran . . . Ich fand, es gibt für die Goethe'sche Erkenntnisart keine Erkenntnistheorie. Das führte mich dazu, den Versuch zu machen, eine solche wenigstens andeutungsweise auszuführen.» Daß es nicht bei «Andeutungen» blieb, wird zwölf Jahre später deutlich mit dem Erscheinen der «Philosophie der Freiheit», einer in die Zukunft weisenden, neuen Ethik.

Wie schwer es ist, Erkenntnistheorie in eine Erkenntnispraxis einmünden zu lassen, wird jeder nachempfinden können, der sich dieser Aufgabe stellt. In den Jahren 1908/09 wird nun von Rudolf Steiner selbst in insgesamt vier Vorträgen, die den Titel «Die praktische Ausbildung des Denkens» tragen und in vier verschiedenen Städten gehalten wurden, der Versuch unternommen, eine Brücke zu schlagen. Vor geraumer Zeit wurde dem Archiv die Nachschrift des zuletzt unter diesem Titel gehaltenen Vortrages vom 13. Februar 1909 in Nürnberg zugänglich, der hier nun erstmalig abgedruckt wird. Über Zusammenhänge und Unterschiede zu den bisher veröffentlichten Vorträgen will der anschließende Aufsatz Auskunft geben.

Die Geistesverwandtschaft zwischen Goethe und Steiner wird deutlich erfahrbar in den Baumformen des ersten Goetheanumbaues, die durch die Brandkatastrophe in der Silvesternacht 1922/23, also vor nunmehr 60 Jahren, dem äußeren Auge entrissen wurden. Die ihnen zugrundeliegenden Motive und geistigen Gesetzmäßigkeiten blieben jedoch erhalten und können nun in Form eines neuen Bandes in der Gesamtausgabe unter dem Titel «Wege zu einem neuen Baustil» einer interessierten Öffentlichkeit erneut zugänglich gemacht werden. Der Aufsatz von Hella Wiesberger enthält neben einigen Aperçus über die Entstehungsgeschichte der Vortragsnachschriften ein interessantes Echo, das die erste Veröffentlichung der fünf Bauvorträge, die für diesen Band um weitere drei Vorträge ergänzt wurden, in der damaligen Fachwelt gefunden hat.

In welchem engem geistigen Zusammenhang das praktische Denken, wie Goethe es anzuwenden verstand, mit den neuen Bauformen zu sehen ist, beschreibt Rudolf Steiner im Jahre 1923 in seinem Aufsatz «Goethe und Goetheanum» (in: «Der Goetheanumgedanke. Gesammelte Aufsätze 1921–1925», GA Bibl.-Nr. 36), dem der folgende Auszug – hier wiedergegeben in der handschriftlichen Fassung – entnommen wurde:

Rudolf Steiner: Goethe und Goetheanum
Aus dem Manuskript des Aufsatzes von 1923 (in GA 36)

Man kann nun zu diesen Goethe'schen Metamorphosen-Ideen ein zwei-
faches Verhältnis haben. Man kann sie als interessante Eigenart des Goethe'schen
Geistes betrachten und dabei stehen bleiben.

Man kann aber auch den Versuch machen, die eigene Ideentätigkeit in
die Goethe'sche Richtung zu bringen. Da wird man finden, dass sich dadurch
in der Tat Naturgeheimnisse offenbaren, zu denen man auf eine andere
Art keinen Zugang gewinnt.

Ich habe, als ich dies vor nun mehr als vierzig Jahren zu bemerken glaubte,
(in meinen Einleitungen zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in Kürschner's
Deutscher National-Litteratur) Goethe den Kopernikus und Galilei den Wissenschaft
vom Organismus genannt. Ich ging dabei von der Auffassung aus, dass
für das Lebende die ~~Wahrheit~~ Kopernikus-Tat in dem Bemerkten eines vom
Menschen unabhängigen Sachzusammenhanges besteht; dass aber die entsprechende
Tat für das Lebendige in dem Entdecken der rechten Geistesbetätigung liegt,
durch die das Organische vom menschlichen Geiste in seiner lebendigen Beweglichkeit
erfasst werden kann.

Goethe hat diese Kopernikus-Fat dadurch verrichtet, dass er die Geistesbe-
tätigung, durch die er Künstlerisch wirkte, in das Erkennen einführte. Er prüfte
den Weg vom Künstler zum Erkennen und fand ihn. Der Anthropologe Heinroth
hat Goethes Denken deshalb ein gegenständliches genannt. Goethe hat sich darüber tief
befriedigt ausgesprochen. Er nahm das Wort auf und nannte auf sein Dichten ein
gegenständliches. Er sprach damit aus, wie nah in seiner Seele die Künstlerische und
die erkennende Betätigung wohnten.

Das Einleben in die Goethe'sche Geisteswelt konnte mit dazu geben, gerade die
Metamorphosenauffassung wieder in das Künstlerische zurückzuführen. Das half
zu dem Baugedanken des Goetheanums. Die Natur schafft, da wo sie tief in der
Lebendigkeit entfaltet, in Formen, die auseinander beräuhern. Man kann
in der Künstlerisch-plastischen Gestaltungskraft dem Schaffen der Natur nach
kommen, wenn man liebevoll nachstehend erzieht, wie sie in Metamorphosen
lebt.

Man wird nun einen Bau "Goetheanum" nennen dürfen, der in seiner Architektur,
Licht und Plastik so entworfen ist, dass in seinen Formen das Einleben in
die Goethe'sche Metamorphosenauffassung den Versuch gewagt hat, zur Verwirk-
lichung zu kommen.

Praktische Ausbildung des Denkens

Drei Vorträge. Ihre Gemeinsamkeiten, ihre Besonderheiten.
Versuch einer vergleichenden Betrachtung

Wer sich gegenwärtig für einen richtigen Lebenspraktiker hält und diese Haltung – vielleicht nicht ohne Stolz – gegenüber seinen Mitmenschen in allen Situationen zu behaupten vermag, wird es nicht leicht haben mit den Inhalten, die Rudolf Steiner in seinen Vorträgen über die «Praktische Ausbildung des Denkens» vor ihm ausbreitet. Sieht er sich doch schon in den ersten Sätzen des Vortrages vom 13. Februar 1909 einer scharfen Kritik ausgesetzt, wenn es da heißt, daß sich die Praxis des sogenannten Lebenspraktikers zusammensetzt «aus Kurzsichtigkeit, Gewohnheit, Intoleranz, immer mit gewissen Zusätzen – das wird dem Seelenkenner sehr bald bemerkbar sein – von Brutalität.» Nun, aber auch diejenigen, die «es schon immer gewußt haben» und sich zu den Schwärmern und Enthusiasten einer neuen Geistigkeit zählen, werden sich schwer tun. Auch für sie sind gleich zu Beginn des eben genannten Vortrages Hindernisse aufgebaut, die genommen sein wollen, denn, so Rudolf Steiner: «Nicht der Enthusiast, nicht der mit besonders reger Phantasie Begabte, nicht sie sind diejenigen, die eigentlich dem Geistesforscher die liebsten Schüler werden können, sondern diejenigen, die fest auf dem Boden des Lebens stehen». Die erste Übung – wenn auch nicht von dem Vortragenden so ausgesprochen, so doch inhaltlich angeregt – lautet: Bestimme in allen Lebenssituationen Deinen Standpunkt, sei es als sogenannter Lebenspraktiker, sei es als Enthusiast einer neuen Geisteshaltung.

Im folgenden soll nun, nach diesen kurzen einleitenden Worten, der Versuch unternommen werden, anhand der vorliegenden Vorträge zu dem Thema «Praktische Ausbildung des Denkens» die einzelnen Übungen, ihre Voraussetzungen und ihre Folgen darzustellen und damit Gemeinsamkeiten und auch Unterschiede bzw. Besonderheiten der einzelnen Vorträge hervorzuheben.

Im Winterhalbjahr 1908/09 hielt Rudolf Steiner vier Vorträge mit dem Thema «Praktische Ausbildung des Denkens». Von seinem ersten Vortrag, gehalten vor Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft in Klagenfurt am 27. November 1908, liegt uns keine Nachschrift vor. Bereits veröffentlicht ist der – ebenfalls vor Mitgliedern – gehaltene Vortrag vom 18. Januar 1909 in Karlsruhe. Siehe hierzu den Band «Die Beantwortung von Welt- und Lebensfragen durch Anthroposophie», GA Bibl.-Nr. 108 und die verschiedenen Auflagen der Einzelausgabe. Vor die Öffentlichkeit trat Rudolf Steiner mit diesem Thema im Rahmen der Architektenhausvorträge in Berlin am 11. Februar 1909; siehe den Band «Wo und wie findet man den Geist?», GA Bibl.-Nr. 57, und zuletzt in Nürnberg am 13. Februar 1909. Siehe die Erstveröffentlichung in diesem Heft.

Was nun die Bildhaftigkeit und Anschaulichkeit von Beispielen in bezug auf die sogenannten Lebenspraktiker und ihren Gegenpol angeht, so trifft man diese in allen drei Vorträgen an. Sie bilden sozusagen den Nährboden für alles weitere. Da ist die Rede von dem Erfinder der Einheitsbriefmarke, dem Engländer Sir Rowland Hill, der beruflich rein gar nichts mit dem Postwesen zu tun hatte, jedoch, im Gegensatz zu den Postexperten, seinen gesunden Menschenverstand einzusetzen wußte. Nahezu grotesk mutet uns heute jenes Gutachten des bayrischen Medizinalkollegiums über die Gefahren an, die mit der Erfindung der Eisenbahn der Menschheit drohen. Der Begriff des «inneren Wagenschiebers» wird all denen unvergeßlich bleiben, die sich zunächst mit großer innerer Anteilnahme an dem Erfindungsgeist jenes Studienkollegen Rudolf Steiners erfreuen, der eine Art «perpetuum mobile» entdeckt zu haben glaubte, bis er durch Rudolf Steiner eines besseren belehrt wurde. Und der Plateau'sche Versuch, Standardversuchsprogramm im damaligen Physikunterricht, ergänzt in der Darstellung Steiners die Palette der Schiefheiten im Denken der sogenannten Praktiker.

In bezug auf diese Beispiele wird man in den drei Vorträgen viele Ähnlichkeiten finden. Blickt man auf die Gesamtkomposition, so unterscheiden sich die beiden öffentlichen Vorträge in Berlin und Nürnberg doch ganz erheblich von dem Karlsruher Mitgliedervortrag. Die einzelnen Übungsangaben stehen in den zuerst genannten Vorträgen in einem größeren Sinnzusammenhang, der durch drei Grundsätze bzw. Grundgesetze oder auch (vgl. den Nürnberger Vortrag) durch drei «Zaubermittel» hergestellt wird: Um nämlich zu einem praxisnahen Denken zu kommen, bedarf es erstens: des Interesses an allen Dingen, zweitens: der Lust und Liebe an allen Tätigkeiten und drittens: einer inneren Befriedigung die Reflexion betreffend. An diese drei Grundsätze schließen sich nun die einzelnen Übungen an, die in dem letzten, also dem Nürnberger Vortrag, wohl am deutlichsten voneinander unterschieden werden können. Anzumerken ist hier noch, daß die Schlußpassage dieses Vortrages in dem Berliner Vortrag so nicht enthalten ist, jedoch in ähnlicher Weise im folgenden der Architektenhausvorträge, also dem vom 18. Februar 1909, unter dem Titel «Die unsichtbaren Glieder der Menschennatur und das praktische Leben» (GA Bibl.-Nr. 57) den Einstieg bildet. Hier zeigt sich wieder recht deutlich, welcher inneren Zusammenhang die einzelnen Architektenhausvorträge, die oft viele Wochen auseinander liegen, dennoch bilden.

Was die weiteren Voraussetzungen betrifft, so sind sich der Karlsruher und der Nürnberger Vortrag sehr ähnlich, wobei im letzteren – dies betrifft vor allem die Beispiele und Zitate – die einzelnen Darstellungen oft wesentlich ausführlicher sind. Als eine Voraussetzung für die praktische Ausbildung des Denkens wird die Feststellung genannt – hier beruft sich Rudolf Steiner auf Aristoteles –, daß die Gedanken schon in den Dingen enthalten sein müssen, so wie in einem Wasserglas Wasser sein muß, wenn ich es leeren will. Eine weitere, sehr wesentli-

che Voraussetzung und Bedingung ist, daß sich der Übende zur Selbstlosigkeit erzieht. Die möglichen Folgen eines Gedankens bedenkend und dann, wenn sie tatsächlich so eingetreten wie vorhergesehen, zu konstatieren, daß man «das ja gleich gesagt habe», erweist sich innerhalb eines solchen Übungsweges als absurd und zugleich schädigend für das Denken.

Blickt man nun auf die einzelnen Übungen, so kann man feststellen, daß sie im letzten Vortrag am deutlichsten als einzelne Übungen auftreten, während sich im Karlsruher und auch im Berliner Vortrag die einzelnen Übungen oft nur schwer aus dem Gesamtzusammenhang herauslösen und damit auch als solche erfassen lassen. Hier seien daher die Übungen des Nürnberger Vortrages einmal im einzelnen aufgeführt:

- Verlängerung der Tatsachen nach rückwärts und vorwärts
- Denken ohne Blick auf das Ergebnis
- Zu gewissen Zeiten am Tage über fremde Gebiete, die nicht unmittelbar mit der eigenen Lebenssituation zusammenhängen, nachdenken
- Seine eigene Meinung in Frage stellen, eigene Gedanken (Vorstellungen) ruhen lassen; die Meinung des anderen tolerieren
- Erst in der Erinnerung das Urteil bilden. Solange noch ein Eigeninteresse vorhanden ist, nur anschauen, zuhören, nicht reden
- Gewisse Zeiten am Tage nichts denken

Über die Folgen solcher Übungen wird man am deutlichsten etwas in dem Mitgliedervortrag (Karlsruhe) erfahren. So führt die erstgenannte Übung zur Geschmeidigkeit des Denkens. Die drittgenannte zu Einfällen zur rechten Zeit, aber auch - wie man im Nürnberger Vortrag erfährt - zur Ausbildung der Denkkorgane. Die vierte Übung führt zu klarem Denken, zu Schlagfertigkeit und auch dazu, größere Sinnzusammenhänge zu erfassen. Und nicht ohne Erstaunen wird man in dem Karlsruher Vortrag entgegennehmen, daß das bewußte Aussetzen der denkerischen Tätigkeit zu gewissen Zeiten des Tages zu einem guten Gedächtnis führt.

Mit dem Hinweis auf die Bedeutung einer gezielten Denkschulung für die theosophisch-anthroposophische Bewegung endet der Vortrag in Karlsruhe, während in Berlin und Nürnberg - wie auch schon in vorangegangenen Abschnitten des Vortrages - Rudolf Steiner nochmals auf die Denkpraxis Goethes verweist. Daß mit den genannten Beispielen und Übungen das weite Gebiet einer «Praktischen Ausbildung des Denkens» noch nicht erschöpft ist, darf man dem folgenden Satz Rudolf Steiners gegen Ende des Nürnberger Vortrages entnehmen: «Nur einzelne Punkte konnten aus dem Umfange dessen, was man zu sagen hätte und was zwanzig Vorträge nicht erschöpfen könnten, herausgehoben werden.»

Walter Kugler

RUDOLF STEINER

Die praktische Ausbildung des Denkens

Öffentlicher Vortrag, Nürnberg, 13. Februar 1909

Wer sich obenhin und oberflächlich unterrichtet aus dieser oder jener Broschüre über das, was Geisteswissenschaft oder Theosophie will, was sie sich als ihr Ziel stellt, der kann leicht zu einem Urteil gelangen, zu dem zweifellos viele unserer Zeitgenossen, die auf diese Art von Theosophie hören, kommen, zu dem Urteile: was hat denn eigentlich gerade diese Geisteswissenschaft oder Theosophie zu sagen über die praktische Ausbildung des Denkens? Denn viele bilden sich ja durch solche oberflächliche Bekanntschaft die Meinung, Geisteswissenschaft oder Theosophie sei etwas im Wolkenkuckucksheim Schwebendes, Weltenfremdes und Weltenfernes, das die Menschen abziehe von der wahren, echten Praxis des Lebens, und sie könne daher am allerwenigsten etwas sagen über die Forderungen des praktischen Denkens, das doch eigentlich verknüpft sein soll mit den Forderungen des praktischen Lebens.

Wer sich freilich etwas tiefer einläßt auf das, was Geisteswissenschaft oder Theosophie ihrem Wesen nach ist, der wird zu einem anderen Urteile kommen und wird namentlich erkennen, daß sie aus zwei Gründen gerade berufen ist, auch über das Denken als eine praktische Lebensaufgabe einiges zu sagen. Der erste Grund ist der, daß Theosophie oder Geisteswissenschaft gar nicht unpraktische, lebensfremde und lebensfeindliche Menschen heranbilden soll, daß sie im Gegenteil in alledem, was sie sein will, hineingreifen kann in das alleralltägliche Leben, man möchte sagen, in die Handgriffe des stündlichen Lebens, mit denen wir es zu tun haben in der Lebenspraxis. Erst dann ist die Aufgabe von Geisteswissenschaft oder Theosophie richtig erfaßt, wenn sie uns durchdringt bis in alle unsere einzelnen Verrichtungen, wenn sie uns sozusagen nicht nur weise macht, nicht nur belehrt über die höchsten Aufgaben und Rätsel des Daseins, sondern wenn sie uns geschickt, praktisch macht für das alleralltägliche Leben. Das ist der eine Grund. Der andere ist ein solcher, der in engerem Sinne mit der Aufgabe und der Mission der Geisteswissenschaft oder Theosophie zusammenhängt.

Es ist oft auch hier betont worden in dieser Stadt, daß das, was Geisteswissenschaft oder Theosophie zu sagen hat über die höchsten Probleme des Daseins, über die Geheimnisse des Lebens, über die Rätsel des Menschen, was durch sie vorgebracht wird aus den Beobachtungen des hellseherischen Bewußtseins heraus, daß alles das, wenn es vorgebracht wird, verstanden werden kann durch den vorurteilsfreien, gesunden Menschenverstand. Das wurde oftmals gesagt. Geforscht, gesucht werden kann in den höheren Welten nach den Gesetzen und Geheimnissen des Daseins nur von dem, der die in seiner Seele schlum-

mernden Fähigkeiten und Kräfte, das geistige Auge, das geistige Ohr ausgebildet hat. Wenn dann das erzählt wird, was da erforscht ist in den höheren Welten, so kann es von jedem verstanden werden, der sich von diesem Verstehen nur nicht abhalten läßt durch die Vorurteile, die ihm zufließen durch Suggestionen unserer Zeitkultur oder einer anderen Kultur. Wenn also Theosophie so verstanden werden kann, so ist sie für jeden, auf welchem Posten des Lebens er auch stehen mag, nicht nur nützlich sondern notwendig, sie macht ihn sozusagen erst zum wahren Menschen. Sie ist also ein allgemein menschliches Gut, und sie kann und muß auch Interesse haben für den, der sich vielleicht überhaupt sagt: ich komme doch nicht mehr dazu in diesem Leben, selber ein Geistesforscher zu werden, selber mir die Augen öffnen zu lassen, um hineinzuschauen in die geistigen Welten. Das braucht man auch gar nicht, um Geisteswissenschaft oder Theosophie kennenzulernen; aber von gewissen Gesichtspunkten aus ist Geisteswissenschaft oder Theosophie eine Vorbereitung auch für dieses Öffnen der geistigen Augen, der geistigen Erkenntnis- und Wahrnehmungsorgane überhaupt. Sie soll hinaufführen den Menschen in die geistige Welt.

Wer also hinaufdringen will in diese geistigen Welten, wer sich sozusagen das hellseherische Bewußtsein erwerben will, für den ist nicht Schwärmerei, nicht ein überhitzter Enthusiasmus die richtige Grundlage, sondern für den ist das feste Stehen auf dem Boden des Lebens mit seinen beiden Füßen die richtige Grundlage. Man möchte fast sagen, obwohl das grotesk klingt, mit je weniger überhitzter Einbildungskraft und Träumereien und Phantastereien der Mensch an die geistige Forschung herantritt, desto besser ist es. Nicht der Enthusiast, nicht der mit besonders reger Phantasie Begabte, nicht sie sind diejenigen, die eigentlich dem Geistesforscher die liebsten Schüler werden können, sondern diejenigen, die fest auf dem Boden des Lebens stehen. Am liebsten sind ihm die nüchternen Leute, denn die Begeisterung, der Enthusiasmus, die kommen schon aus der Sache selber, wenn die großen Tatsachen des Lebens auf uns einwirken. Dann werden wir schon bis zur poetischen, enthusiastischen Gesinnung erhoben durch die Tatsachen, und das ist das, was gesund ist, und nicht eine durch ein überhitztes Inneres hervorgerufene Begeisterung.

Daher ist gerade ein praktisches Denken, das fest auf dem Boden des Lebens steht, auch eine gute, ja, die allerbeste Vorbedingung für den, der sozusagen hinaufstrebt zum hellseherischen Bewußtsein. Je nüchterner der Mensch ist, je praktischer, desto besser, wenn er erhoben werden soll in die Sphären des hellseherischen Schauens.

Das alles kann Ihnen wohl zeigen, daß einerseits die Geisteswissenschaft allen Grund hat zu glauben, daß aus ihren Ergebnissen heraus etwas zu sagen ist über die Praxis des Denkens und ihre Ausbildung und daß sie auf der anderen Seite ein tiefgehendes Interesse hat, gerade auf praktisches Denken viel zu geben. Allerdings wird sie deshalb doch recht leicht in Kollision kommen können

mit den Leuten, die sich gewöhnlich, namentlich heute, die Lebenspraktiker nennen, mit jenen Lebenspraktikern, die, wenn sie ein paar Worte nur hören von Geisteswissenschaft, sofort von Phantasterei sprechen werden und sagen werden: das ist etwas, was aller Praxis widerspricht. Was aber ist Lebenspraxis für diese Praktiker, für diejenigen, die so hochmütig sind aufgrund ihrer Lebenspraxis, die sich so viel einbilden auf ihre Lebenspraxis, die alles abweisen, was nicht ganz schablonenmäßig in ihre Lebenspraxis hineinpaßt? Das ist für den, der das Leben zu beobachten vermag, so, daß diese Menschen womöglich früh daran gewöhnt werden, ausgetretene Geleise zu gehen, um ja nicht herauzutreten aus den gewohnten Handgriffen. Widrigenfalls, wenn man heraustreten wollte, setzt man sich der Gefahr aus, ausgestoßen zu werden aus den Sphären, in die man aufgenommen werden will; das ist die gewöhnliche Lebenspraxis, daß man nur fortwurstelt in der Weise, wie es überall geworden ist.

Für den, der das Leben beobachten kann, setzt sich diese Praxis zusammen aus Kurzsichtigkeit, Gewohnheit, Intoleranz, immer mit gewissen Zusätzen – das wird dem Seelenkenner sehr bald bemerkbar sein – von Brutalität. Die ist nötig, damit alles niedergetreten werden kann, was sich nicht einfügen will in diese dogmatische Lebenspraxis. Da kommt es aber auch zu ganz sonderbaren Dingen.

Am besten kann man sich das an Beispielen klarmachen, von denen manche schon hier erwähnt worden sind. Wir wollen uns heute eines dieser Beispiele vor die Seele rücken, um uns daran die gewöhnliche Lebenspraxis vorzuhalten. Wer wird es heute nicht praktisch finden, daß man nicht mit jedem Briefe zum Postschalter gehen muß und daß ein riesiges Buch aufgeschlagen werden muß, um da nachzusehen, wie weit der Ort liegt, an den der Brief gerichtet ist, und dann danach bestimmt werden muß, bei halben Pfennigen, wieviel man als Porto zu entrichten hat? In den wenigen Fällen, wo man das heute tun muß, kann man schon lernen, wie praktisch es ist, daß man das hat, was man das sogenannte Pfennigporto nennt, die Einheitsmarke, selbst für weite Entfernungen. Das hat es noch nicht gegeben vor ungefähr achtzig Jahren. In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war es noch so, daß man mit einem Briefe zum Postschalter gehen mußte und viele Umstände hatte. Kein Postpraktiker war es, der diese Einheitsmarke erfunden hat, sondern der Engländer *Hill*, der nicht vom «praktischen» Leben war. Er hat zuerst gesagt, welche Vorteile es haben würde, wenn man das Pfennigporto einführen würde. Das ist kein Märchen. Sie können es nachlesen in den Akten des englischen Parlaments. Derjenige, der der Praktiker war, der hat gesagt: «Ach, was der Hill da ausrechnet, glaube ich ihm nicht; denn solch eine Einrichtung kann sicher unseren Verkehr nicht so heben, wie er angibt. Und selbst, wenn es wahr wäre, dann müßte man dagegen sein, denn dann müßte man das Postgebäude dreimal so groß machen, als es ist.» Das war der Praktiker, während der Unpraktiker gerade diese weltumwälzende Entdeckung des Pfennigportos gemacht hat.

Und ich brauche nur an etwas zu erinnern, was man hier wissen sollte. Als die erste Eisenbahn gebaut werden sollte, wurde ein Medizinal-Kollegium gefragt, ein praktisches, ob man aus hygienischen Gründen Eisenbahnen bauen sollte. Das Dokument kann gelesen werden, es wurde das Urteil abgegeben von den Praktikern – es liegt gar nicht so viel Menschenalter hinter uns –, man solle keine Eisenbahnen bauen, denn – so urteilten die Praktiker – die Leute würden sich ihr Nervensystem zugrunde richten. Wenn man aber doch Eisenbahnen bauen wollte und sich Menschen finden würden, die damit fahren, so müsse man hohe Bretterwände zu beiden Seiten errichten, damit diejenigen, an denen die Bahn vorbeifährt, nicht Gehirnerschütterung kriegen.

Wiederum ein solches Urteil aus der Praxis ist es, wenn der Postmeister *Nagler* in Potsdam gesagt hat: Ich lasse täglich zwei Postkutschen hinausfahren, in denen niemand sitzt; wie soll in der Bahn dann jemand sitzen?

Das sind lauter Tatsachen aus dem praktischen Leben. Mit einer solchen Anschauung von der Lebenspraxis kann allerdings ein wirklich praktisches Denken in Kollision kommen. Aber diese wirklich praktischen Denker müssen schon einmal etwas tiefer eindringen in das Wesen des eigentlichen Denkens, und da darf ich vielleicht gleich ausgehen von etwas ganz Konkretem. So etwas von recht unpraktischem Denken tritt uns hier entgegen. Während meiner Studentenzzeit erlebte ich den Fall von unpraktischem Denken und zwar mit solcher Stärke, daß sich mir ein Typus ergeben hat von unpraktischen Denkern, die ich nennen möchte «die inneren Wagenschieber», eine Kategorie, in die man viele Menschen in bezug auf ihr Denken einordnen kann.

Und zwar kann ich Ihnen klarmachen, was diese inneren Wagenschieber des Denkens sind. Während meiner Studentenzzeit kam ein Kollege an mich heran mit rotem Kopf und sagte: Ich habe jetzt eine wunderbare Erfindung gemacht; ich muß schnell zum Radinger – das war der Fachreferent – und muß ihm meine Erfindung auseinandersetzen. Das ist etwas Weltumwälzendes. – Er ließ sich nicht aufhalten, rannte zum Fachreferenten und kam etwas bedrückt zurück. Er mußte nämlich eine Stunde warten und hatte doch keine Zeit zu verlieren mit seiner weltumwälzenden Erfindung! In dieser Zwischenzeit wollte er mir die Sache erklären. Er fing an. Alles war sehr scharfsinnig. Er erzählte von einer außerordentlich schön ineinanderlaufenden Maschinenkonstruktion und konnte zu gar keinem anderen Resultate kommen, als daß er das Problem gelöst habe: durch möglichst wenig Dampfkraft, die die Maschine zuerst verzehrt, mit Hilfe der mannigfaltigsten Übersetzungen, schließlich eine Riesensumme von Arbeitskraft zu leisten. Ich ließ mir die Sache erklären und zuletzt sagte ich: Ja sieh, wenn man die Sache auf einen einfachen Gedanken bringt, so ist sie ebenso ausführbar, wie das wichtige Problem, wenn du dich ins Innere eines Eisenbahnwagens stellst und diesen anschiebst. So wahr, wie du diesen vorwärts bringst, so wahr geht diese Maschine. – Er sah die Sache auch gleich ein und ging nicht mehr zum Fachgelehrten.

So wie der Mann damals dachte, so denken nämlich viele Menschen, und deshalb kann man sie nennen die «inneren Wagenschieber». Sie denken in gewissen Zusammenhängen, die ein begrenztes Gebiet darstellen. Das, was darüber hinausgeht, sehen sie nicht. Sie sind im Innern der Sache und finden alles sehr scharfsinnig, wie es im Innern der Sache bestellt sein muß. Aber daß da draußen auch noch etwas sein muß, finden die Leute nicht. Es ist eigentlich so, ohne daß die Menschen es merken und wissen, daß sich die allermeisten im engbegrenzten Kreise bewegen, ohne auch nur hinauszusehen in die Weite und ohne zu wissen, daß man den Widerstand *draußen* suchen muß, um schieben zu können. Daß man von innen nicht schieben kann, daran denken die Menschen nicht, solange sie nur hantieren im Innern des Wagens, in ihrem eng begrenzten Gebiet. Sie meinen von dem, was draußen vor sich geht, brauchen sie gar nichts zu wissen. Nur hat die Welt mit diesen Schiebern nicht viel zu tun. Sie kommen nämlich für die Welt nicht weiter, sowenig wie der Wagen, den man von innen schiebt, vorwärtskommt. Aber es kommen auch deshalb viele Menschen nicht weiter, weil sie nach dieser Kategorie in ihrem Denken verfahren.

Das ist das Wichtige, daß wir unser Denken so ausbilden lernen, daß wir hinaussehen über den Wagen. Selbst wenn wir auch die Wissenschaften überblicken, so finden wir sehr häufig innerhalb derselben gerade dieses Element, das Denken des inneren Wagenschiebens. Denn es sieht gewöhnlich – das ist das Charakteristische unserer Wissenschaften – der, der ein gewisses Gebiet bearbeitet, über das Engste nicht hinaus. Auch das konnte ich schon klarmachen. Denken Sie an die Kant-Laplacesche Theorie. Sie ist für viele doch heute noch etwas, woran sie festhalten, wenn sie auch da und dort nicht mehr festgehalten wird. Aber die anderen Theorien sind nicht besser. Diese Theorie, die einen Urnebel annimmt, diesen rotieren läßt, absondern läßt die Ringe und Planeten, sie wird sehr schön veranschaulicht in unseren Schulen, sehr niedlich; man hat da im kleinen die Entstehung eines Weltsystems.* Man nimmt eine gewisse Substanz, die auf dem Wasser schwimmt, macht große Tropfen daraus, schneidet ein Kartenblatt rund aus und schiebt es in die Äquatorrichtung hinein. Dann nimmt man eine Stecknadel, steckt sie hinein, bringt den Tropfen zur Drehung. Tröpfchen sondern sich ab und rotieren. Man hat ein schönes, niedliches, kleines Planetensystem; in der Mitte die Sonne und ringsherum die Pla-

* Es handelt sich hier um den sogenannten Plateauschen Versuch, entwickelt von dem Physiker J. A. F. Plateau, 1801–1883. Man vergleiche hierzu die Darstellung, die Vinzenz Knauer in seinen Vorlesungen über «Die Hauptprobleme der Philosophie» (Wien und Leipzig 1892) gibt: «Eines der hübschesten physikalischen Experimente ist der Plateausche Versuch. Es wird eine Mischung aus Wasser und Alkohol bereitet, die genau das spezifische Gewicht des reinen Olivenöles hat, und in diese Mischung dann ein ziemlich starker Tropfen Öl gegossen. Dieser schwimmt nicht auf der Flüssigkeit, sondern sinkt bis in die Mitte derselben, und zwar in Gestalt einer Kugel. Um diese nun in Bewegung zu setzen, wird ein Scheibchen aus Kartenpapier im Zentrum mit einer langen Nadel durchstoßen und vorsichtig in die Mitte der Ölkugel ge-

neten. Wie könnte man, so meinen die Leute, anschaulicher zeigen, daß wirklich durch so etwas die Sache entstanden sein kann. Man sieht es ja im kleinen entstehen. Das ist ja ein augenscheinlicher Beweis. Das ist recht hübsch. Nur ist das ein inneres Wagenschieber-Denken. Der Experimentator hat nämlich vergessen, daß *er* da dreht und daß das Niedliche nicht entstehen würde, wenn er nicht drehen würde. Nicht wahr, man braucht natürlich durchaus nicht zu denken, daß ein Riese da draußen steht im Raum, der den Urnebel in Drehung versetzt. Aber man darf nicht die geistigen Untergründe, die demjenigen zugrunde liegen müssen, was sich mechanisch vollzieht, vergessen.

Alles das zeigt Ihnen, wie notwendig es für das äußere Leben und für das Leben in der Wissenschaft ist, daß unser Denken wirklich fest wurzelt in dem Boden der Denkpraxis. Die Geisteswissenschaft selber kann uns nun drei Dinge aufzeigen, die erfüllt werden müssen, wenn wir wirklich unser Denken im praktischen Sinne ausbilden wollen. Und dabei ist es so, daß in der Tat, so wenig es auch anfangs danach aussieht, diese Dinge zur Denkpraxis hinführen, daß der Mensch, der sie anwendet auf sich, schon die Erfahrung macht, wie sein Denken klarer, schärfer, umfassender wird.

Wir werden uns diese drei Stufen der praktischen Gedankenausbildung sogleich vor die Seele führen. Wir müssen uns aber vorher die Grundbedingung, die man als Gesinnung braucht, wenn man daran denken will, die richtige Stellung zum Denken zu gewinnen, vor Augen führen. Ich habe das Bild schon gebraucht. Niemand sollte glauben, Wasser schöpfen zu können aus einem Glase, in dem keines ist. Diejenigen, die heute über das Denken denken, denken nach diesem Muster. Sie denken nämlich, daß sie Gedanken aus einer Welt gewinnen können, in der keine darinnen sind. Es kommt darauf an zu erkennen, daß unsere, in unserer Seele aufleuchtenden Gedanken und Begriffe und Vorstellungen etwas bedeuten, daß sie nicht etwas Wesenloses sind, sondern daß die Welt nach den Gedanken, die wir in ihr finden, wirklich schon aufgebaut ist. Nur eine Welt, die aus den Gedanken entsprungen ist, die wir finden, ist berechtigt durch Gedanken gedacht zu werden. Derjenige, der eine Uhr ansieht, wird leicht einsehen, daß die Gedanken, die darinnen liegen, der Uhrmacher gehabt hat. Nur wer über die Welt nachdenkt, möchte glauben, daß die Welt nach Gedanken geordnet ist, die erst hinterher vom Menschen eronnen werden. Er möchte bloß Gedanken gelten lassen, die sich die Seele bil-

senkt, so daß der äußerste Rand des Scheibchens den Äquator der Kugel bildet. Dieses Scheibchen nun wird in Drehung versetzt, anfangs langsam, dann immer schneller und schneller. Natürlich teilt die Bewegung sich der Ölkugel mit, und infolge der Fliehkraft lösen von dieser sich Teile ab, welche nach ihrer Absonderung noch geraume Zeit die Drehung mitmachen, zuerst Kreise, dann Kügelchen. Auf diese Weise entsteht ein unserem Planetensystem oft überraschend ähnliches Gebilde: in der Mitte nämlich die größte, unsere Sonne vorstellende Kugel, und um sie herum sich bewegend kleinere Kugeln und Ringe, welche uns die Planeten samt ihren Monden versinnlichen können.» (Vorlesungen während des Sommersemesters, Neunte Vorlesung, S. 281 des oben angeführten Werkes.)

det, und möchte nicht glauben, daß da die Dinge schon gebildet sind nach den Gedanken, die sich der Mensch zuletzt bildet. *Aristoteles* hat das Wort geprägt: Was der Mensch zuletzt findet in den Dingen, ist zuerst hineingelegt. – Wenn der Mensch zuletzt Gedanken findet, so findet er sie deshalb, weil sie zuerst hineingelegt worden sind in die Dinge. Dann aber, wenn man dies ernst nimmt, gewinnt man vor allen Dingen das, was man nennen könnte: Vertrauen zu einem solchen Denken, das mit der Wirklichkeit im Bunde stehen will. Wenn ich weiß, daß nicht nur da drinnen – wie das materialistische Denken glaubt – gedacht wird, sondern daß alles gedacht ist, was mir entgegentritt, dann werde ich suchen, in den Dingen die Gedanken zu schauen, mich an die Dinge zu halten, wenn ich denken soll.

Ein Psychologe der Goethezeit, *Heinroth*, hat gerade Goethes Denken – weil Goethe wie durch Veranlagung schon hereingeboren wurde in dieses Leben mit dem Ziele, sich an die Dinge mit dem Denken zu halten, gleichsam in den Dingen zu denken, nicht abstrakt – Heinroth hat Goethes Denken ein gegenständliches Denken genannt, das sozusagen nur denkt, was in den Gegenständen ist, und das nur solches denkt, was wirklich in die Gegenstände hineinfließen kann. Und Goethe selbst hat das ungeheuer zutreffend gefunden. Wahrhaftig, Goethe hatte diese Anlage, wie wir vielleicht noch genauer sehen werden, gerade in den Dingen zu denken, so daß das Denken nicht abgesondert war von den Dingen, sondern in das Gefüge der Dinge taucht.

Derjenige, der nicht mit solcher Anlage zur Welt kommt, sondern sich nach und nach dieses praktische, in den Dingen lebende, gegenständliche Denken erwerben muß, der muß dreierlei beachten: Erstens, wir müssen als Mensch, wenn wir praktische Denker werden wollen, ein gewisses Verhältnis zu den Gegenständen und Tatsachen um uns haben, und dieses Verhältnis läßt sich so ausdrücken: wir müssen so viel als möglich trachten, Interesse für die Gegenstände und Tatsachen des Lebens zu haben. Interesse an der Außenwelt, das ist das erste Zaubermittel zur Erlangung eines praktischen Denkens. Das Zweite ist, unsere eigenen Handgriffe, unsere eigenen Betätigungen müssen beherrscht sein von Lust und Liebe. Das Dritte ist, wenn wir für uns selber denken, wenn wir über das Leben hinausgehen und unsere Gedanken in unserem Inneren machen, dann müssen wir vorzugsweise dafür innere Befriedigung haben. Das sind in der Tat die drei Abstufungen, die Zaubermittel allen praktischen Denkens: Interesse an der Umwelt; Lust und Liebe zu allen Verrichtungen; und innere Befriedigung, wie man sagt, an der Reflexion, das heißt an dem Denken, das wir still für uns, abgesondert von den Dingen, verrichten. Aber diese Dinge müssen wir wirklich haben.

Ja, was ist denn aber eigentlich Interesse an den Dingen? Nichts anderes ist das Interesse an den Dingen, als wenn wir gar nicht Anspruch darauf erheben, mit unseren Schablonen, mit unseren vorgefaßten Begriffen an die Dinge heranzutreten, sondern wenn wir geneigt sind, in jedem Augenblicke die Dinge als

Individualitäten zu nehmen und uns zu sagen, sie haben uns immer etwas zu sagen. Es scheint wenig gesagt zu sein damit, aber es ist ungeheuer viel damit gesagt, wenn man auf die *Lebenspraxis* geht. Die meisten kommen an die Menschen und die Dinge ihrer Umgebung mit schablonenhaften Begriffen heran. Und sie sehen sich zum Beispiel den einzelnen Menschen an; aber sie sehen nicht diesen Menschen, sondern nur etwas Oberflächliches und Flüchtigtes, und wenn das stimmt zu ihren schablonenhaften Begriffen, dann sind sie fertig. Das führt niemals zur denkerischen Praxis. Man wird sehr schwer verstanden in diesen Dingen. Als ich vor kurzem diesen Vortrag hielt, sagte nachher einer: Ja, ich habe immer die Vorstellung: wenn einer einen dicken, roten Hals hat und auch sonst sehr dick aussieht, dann ist er ein Materialist, das «sagt» mir der Betreffende selber durch sein Aussehen. – Der da redete, hat alles gehört, was gesagt worden ist, hat es aber nicht verstanden. Es ist in dem Fall so gewesen, daß einer sich den dogmenhaften Begriff gebildet hat: wenn er einen solchen Menschen mit einem roten, dicken Hals, der auch sonst dick ist, sieht, so taxiert er ihn so, daß er sagt, das ist ein Materialist, statt einzugehen auf die einzelne Wesenheit und zu denken: sie hat mit etwas zu sagen, sie hat das Geistig-Begriffliche in sich selber, ich muß auf sie eingehen; jeder einzelne kann mir noch etwas sagen.

Das ist das eine. Dann aber handelt es sich nicht bloß darum, für dieses Individuelle sich ein so geartetes Interesse heranzuerziehen, sondern für den Tatsachenverlauf selber. Und da kann man es durch spezielle Übungen sehr weit bringen. Nehmen Sie an, Sie treten einem ganz bestimmten Ereignis, einer bestimmten Tatsache entgegen; Sie beobachten die Tatsache; ein Mensch tut dies oder jenes. Sie fassen das treu auf. Dann bilden Sie sich folgende Gedanken: Wenn das heute geschieht, so will ich mir anhand dieser Tatsache die Vorstellung bilden von dem, was gestern geschehen sein mag als die Voraussetzung zu dem, was heute geschieht. Ich will mir konstruieren im Begriffe, was vorangegangen ist, das heißt, ich verlängere mir die Tatsache nach rückwärts im Begriffe. Und dann gehe ich daran und forsche, wie es gewesen ist. Zuerst wird der Mensch finden, daß er sich geirrt hat, aber nach und nach wird er merken, daß er dadurch, daß er solche Übungen macht, daß er sich nach rückwärts hin die Ursachen bis zu einer gewissen Zeit konstruiert und dann an den Tatsachen sieht, ob sein Denken sich so angelehnt hat, daß es die Wirklichkeit trifft, dann wird er merken, daß er nach einiger Zeit aus den Tatsachen selber heraus denkt, daß sie ihn führen, daß er die richtigen Voraussetzungen trifft.

Man kann es aber auch wohl anders machen, etwa so. Man kann ein Ereignis der Natur oder irgendein Ereignis im menschlichen Leben, das heute geschieht, prüfen, und jetzt bildet man sich im Gedanken konstruktiv, was morgen als Folge dieses Ereignisses geschehen wird. Man wartet ruhig darauf, was wirklich eintritt, und vergleicht es mit dem, was man sich selber ausgedacht hat. Wiederum wird man sehen, daß man sich anfangs sehr irrt. Wenn man sich aber so treu an wirkliche Tatsachen hält und das Vertrauen hat: versenkst du dich in die

Tatsachen und läßt das entstehen in deinen Gedanken, was auch in der Wirklichkeit entstehen muß, hältst du dich an das Ereignis und verlangst von dir, daß die Gedanken selbst einen Verlauf nehmen wie die Tatsachen – dann kommst du weiter.

Es sind ungeheuer wirksame Übungen, die man in bezug auf das praktische Denken so anstellen kann. Nun ist aber etwas dabei zu beachten. Es muß in einer gewissen Weise solch eine Übung *selbstlos* vorgenommen werden, sonst wirkt sie nicht. Das ist Erfahrung. In dem Augenblicke wirkt sie nicht, wo jene Selbstsucht sich hineinmischt, die so ausgedrückt werden kann: wenn der Mensch sich vorstellt, das oder jenes muß geschehen, und wenn das dann tatsächlich geschieht und er dann sagt: Habe ich es nicht gerade so vorausgesagt? – In dieser selbstsüchtigen Freude liegt ein Hindernis dafür, daß die Kraft, die wir ausbilden wollen, wirklich wirkt. Das ist eine Tatsache die jeder, der die Übungen ausführt, selber erfahren kann. Diese Dinge unterliegen geradeso wie die Tatsachen der chemischen Analyse und Synthese gewissen Gesetzen.

So sehen wir, wie der Mensch sozusagen in die Dinge hineinkriechen kann, sich identifizieren kann im Denken mit den Tatsachen. Dann verläuft, was er denkt, im Sinne der Tatsachen. Ich spreche heute für Erwachsene – für Kinder würde es zu weit führen – nur das sei noch gesagt: Wenn jemand ein wirkliches, an die Außenwelt gebundenes Denken entwickeln will, daß sozusagen das Denken entspricht dem, was draußen vorgeht, so muß er besorgt sein, solche Übungen nicht bloß so zu machen, daß ein Ereignis neben das andere gestellt wird, sondern er muß beachten, daß er ein Gefühl für das Gewicht eines Ereignisses bekommt. Das ist etwas, was zusammenhängt mit der praktischen Ausbildung des Denkens, was aber die wenigsten Menschen heute kennen. Wer beobachtet, weiß, wie wenig die Menschen ein Gefühl dafür haben, daß es einen Unterschied macht, ob der eine eine Sache sagt oder der andere. Die beiden können dasselbe ausdrücken. Durch das aber, als was der eine sich uns darstellt, haben seine Aussagen ein anderes Gewicht als durch das, als was der andere sich uns darstellt. Für das Gewicht der Dinge, die wir erlangen, müssen wir uns vor allen Dingen ein gewisses Gefühl aneignen.

Mit solchen Anlagen war Goethe schon zur Welt gekommen. Er hatte sie ausgebildet in früheren Inkarnationen. Daher wurde er etwas – für den, der die Tatsachen kennt, ist das klar –, was viele, die sich heute praktisch nennen, durchaus nicht sind. Goethe war ja Jurist geworden, hat auch eine praktische juristische Tätigkeit ausgeübt. Diejenigen, die diese Tätigkeit von ihm kennen, wissen, daß sein juristisches Wissen zwar kein sehr umfassendes war, was er aber juristisch geführt hat, was das auszeichnet, ist das Gegenteil von dem, was man heute beobachten kann: Es läuft ein Prozeß, der ist einem Rechtsanwalt übergeben. Man kommt hin, will etwas wissen von ihm. Ja, es ist kein richtiges Besinnen da. Man steckt nicht darinnen. Es werden Aktenbündel aufgeschlagen, es werden Zettel angesehen. Das Unpraktischste kann man da finden. Für viele

sind die, an die man sich wenden muß als an die Praktiker, diejenigen, die die Sache so unpraktisch wie nur möglich machen. Goethe war praktisch. Viel gewußt hat er nicht in der Juristerei, aber was er angefaßt hat, hat er angefaßt in der praktischsten Weise. Man darf sich unter solch einem Menschen, wie Goethe es war, nicht einen Menschen vorstellen, der unpraktisch sein muß. Wenn einmal die Akten herausgegeben werden, die Goethe als Minister angelegt hat in Weimar, da wird man sehen, daß er ein Praktiker war.

Man kann bei Goethe auch das noch anführen: Es ist bekannt, daß er seinen Herzog begleitete nach Apolda hinaus und daß er bei der Rekrutenaushebung alles praktisch ausgeführt hat, was da zu tun ist. Und als sie fertig waren, schrieb er an seiner «Iphigenie», an der er schon in Apolda gearbeitet hat. Nun müssen wir doch sagen, wie viele unserer Dichter würden sich nicht gestört fühlen, wenn sie neben der Niederschrift ihrer glänzenden Ideen noch Rekruten ausheben müßten! Aber ich glaube nicht, daß die «Iphigenie» deswegen schlechter geworden ist als manches zeitgenössische Dichter-Produkt, weil bei der Rekrutenaushebung daran gearbeitet wurde. Aber Goethe hat das eben gemacht, weil er gegenständlich mit seinen Gedanken war, so daß seine Gedanken in den Dingen arbeiteten, nicht abgezogen von den Dingen, nicht spekulativ.

Das zeigt sich dann, wenn Goethe in eminentester Weise jenen Zusammenhang darlegen konnte zwischen seinem Gedankenablauf und dem Ablauf der Dinge draußen. Goethe hat Meteorologie studiert. Die heutigen Meteorologen sehen von oben herab auf den Dilettantismus seiner Witterungskunde; aber die Dinge wurden bei ihm so, daß sie praktische Blickbewegungen waren, Blickbewegungen, die spürten, wenn sie einmal etwas überschauten, was aus einem Ereignis in der nächsten Zeit wird. Oft ist es geschehen, daß Goethe sich an das Fenster stellte, hinaussah und ein kleines Stück Himmel sah und sagte: In drei Stunden regnet es. – Das war eine bessere Vorhersage als manche heutige. Goethe webte in den Dingen darinnen mit seinen Gedanken. Namentlich durch ein Interesse an der Umwelt kann man sich auch künstlich diese Stufe der denkerischen Praxis aneignen.

Ein zweites, was wichtig ist, ist die Lust und Liebe zu dem, was wir tun. Das heißt, wir müssen versuchen, Lust und Liebe zu haben an den Handgriffen selber, gleichgültig, was daraus wird. Dann werden wir ebenso gerne das tun, was etwa verfehlt werden kann, wobei nichts herauskommt, als dasjenige, was zu schönen Resultaten führt. Das ist wirklich Bedingung des praktischen Denkens. Ich habe einen jungen Menschen gekannt, der hat sein praktisches Denken dadurch geübt, daß er sich seine Schulbücher selbst gebunden hat. Er hatte große Freude daran, alle diese verschiedenen Handgriffe zu machen, die man machen muß zum Bücherbinden. Das ist eine bessere Schulung des praktischen Denkens als alles Grübeln und Spintisieren. Die Notwendigkeit, sozusagen jeden Faden, den man einspannt und durchzieht, auf seine Wirkungsfähigkeit zu prüfen, immer achtgeben zu müssen, wie die Finger sich bewegen, das ist wirk-

lich eine gute Vorschule für ein praktisches Denken. Und je mehr man vergebliche Versuche gemacht hat, desto besser für das praktische Denken. Selbst ausgezeichnete Menschen auf dem Gebiete von Theorie und Praxis, wie *Leonardo da Vinci*, heben das hervor, und sie werden nicht müde, die Einzelheiten zu charakterisieren. Leonardo da Vinci spricht davon, wie man versuchen soll, um eine Vorlage abzuzeichnen, zuerst auf Pauspapier die Vorlage abzuzeichnen; dann legt man die Zeichnung über die Vorlage und prägt sich ein, wo man abgewichen ist. Dann zeichnet man nochmal und wendet auf die Stelle besondere Sorgfalt. Diese einfache Sache war Leonardo da Vinci nicht zu gering, um eine Seite seiner Werke damit zu füllen. Und man kann nach dieser Anweisung auf allen möglichen Gebieten des Lebens versuchen, das Denken zu einem praktischen zu gestalten.

Das Dritte ist die innere Befriedigung an dem abgezogenen Denken. Das müßte eigentlich jeder haben, auf welchem Gebiete des Lebens er auch steht. Wenn er auch ein Geringes an Zeit darauf verwendet, es kommt ihm reichlich wieder herein, selbst in materieller Beziehung. Auf welchem Gebiete des Lebens man auch steht, man soll in die Lage kommen, nachzudenken nicht gerade über das, womit man sich beschäftigt, sondern über fremde Gebiete soll man Augenblicke des Nachdenkens über diese oder jene Frage haben. Solche Minuten des Nachdenkens, in denen man denkt in der Art, daß man nicht verlangt, daß das Denken einfließt in die Außenwelt, die sollen mit innerer Befriedigung erfüllen. Mit dem Auflösen von Fragen, die eigentlich dem nahe stehen, was man denkt in bezug auf das unmittelbar Praktische im Leben, kommt man als Mensch nicht weiter. Worin man zunächst nur innere Befriedigung hat, was man da mit seinen Gedanken ausführt, mit dem kommt man als Mensch weiter. Wenn der Tischler nur nachdenkt über die Herstellung von Tischen und Stühlen, so kommt er als Mensch nicht weiter. Als Mensch kommt man weiter, wenn man das, was innerlich befriedigt, denkt. Das bildet die Denkorgane. Da kommt man als Mensch, und mittelbar auch als Praktiker, weiter. Keiner wird leugnen, daß man anders dem Leben gegenübersteht, wenn man das oder jenes Wesen ist. Es ist ein großer Unterschied, ob ein Hund oder ein Mensch vor der Sixtinischen Madonna steht. Der Mensch steht in einem ganz anderen Verhältnis dazu. Dadurch, daß der Mensch immer in einem bestimmten Gebiet bleibt, kommt er nicht über sich hinaus. Dadurch, daß er sich denkerisch betätigt und Befriedigung hat daran, dadurch kommt er weiter. Durch abgezogene Reflexion, in der er Befriedigung hat, wirkt er auf die Praxis anders als ohne sie, und er wird gerade dadurch hinauswachsen über ein enges Gebiet. Er wird über den Standpunkt des inneren Wagenschiebers mit einem innerlich befriedigenden Denken, das nichts weiter ist, als was innerliche Befriedigung gewährt und sucht, hinauswachsen.

Hier kann man auch die Gründe finden, warum es unrecht ist, daß immer und immer wieder betont wird von unseren Schulen: Ach, was werden da für

Dinge gelehrt, die man nicht anwenden kann im praktischen Leben! – Wenn sie nur ordentlich gelehrt werden, dann sind sie von ungeheurer Bedeutung, diese Dinge, die man nicht unmittelbar anwenden kann. Die Dinge bilden gerade den Menschen um, die man nicht anwenden kann im Leben. Was ausfließt ins Leben, fließt weniger ein in den Menschen selber; was nicht ausfließt ins Leben, bildet die feinen Organe. Das bringt den Menschen weiter. Dadurch wird er selbständiger, dadurch wird er so durchkrafet von der Gärung der Gedanken, daß sie bis in die Glieder gehen. Man kann es sehen, daß der Mensch ein solch innerliches, ihn befriedigendes, nicht unmittelbar auf die Außenwelt bezogenes Denken entfaltet; er wird beweglicher, geschickter in seinen Gliedern.

Nichts kann eine solche Schulung des Denkens ersetzen. Wer Erfahrung in diesen Dingen hat, kann sehr genau unterscheiden zwischen solchen, die die genannten Übungen machen und solchen, die es nicht tun. Wenn man zum Beispiel auf Reisen ist, kann man genau erkennen die «Praktiker». Diejenigen, die gerade in der Werkstatt praktisch sind, sind manchmal recht täppisch im übrigen. Es wird einem eigentümlich zumute, wenn man sieht, wie die einfachste Fingerbewegung nicht geleistet werden kann, wenn die Situation eine andere ist, als sie gewöhnlich ist. Das ist unmittelbar ein Ausfluß dessen, daß diese «Praktiker» nicht gewöhnt sind, innerlich Gedanken zu entwickeln und Befriedigung daran zu haben. Man muß natürlich nicht etwa das eine tun ohne das andere. Wer *nur* in Reflexion leben will, wird ein Lebensfeind und Spekulant. Der aber, bei dem sich die beiden Dinge entsprechend die Waagschale halten, wer ruhig auf die Dinge blickt und ruhig reflektiert, der wird sein ganzes Leben durchkrafen, man möchte sagen, mit Geschicklichkeit. Er wird zu allem anstellig; er nimmt selbst den Suppenlöffel anders als einer, der nicht ruhig reflektiert. Bis in die Einzelheiten des Lebens geht das; denn Gedanken sind Realitäten. Sie teilen sich dem Materiellen auf allen möglichen Wegen mit. Darauf kommt es an. Auf diese Weise schulen wir unser Denken zur rechten Praxis heran. Wir sehen dann hinaus zu den Fenstern des Wagens, in dem wir sitzen, und sehen die Gesetze, die dadurch gegeben sind, daß der Wagen noch mit der Welt zusammenhängt, und schieben nicht bloß innen. Das ist sehr verbreitet, dieses Schieben im Innern; und gerade in unserer heutigen Zeitkultur, wie sie beeinflusst wird so intim und intensiv von der Naturwissenschaft, da kann der, der sich eingelassen hat auf wirkliche praktische Denkschulung, sehen, wie viel von der bloßen Unpraxis des Denkens abhängt.

Wenn die Menschen eine Ahnung davon hätten, was praktisches Denken ist, so würden sie schon an dem Unpraktischen des Denkens sehen, daß gewisse Dinge eben falsch sein müssen. Die Tatsachen, die von der Naturwissenschaft erforscht werden, können bewunderungswürdig sein, aber die Schlüsse, die daraus gezogen werden, sind häufig schauerhaft durch das unpraktische Denken dessen, der sie zieht. Wodurch soll heute für viele nachgewiesen werden, daß es eigentlich keine Seele gibt, daß alles, was der Mensch vollbringt, auf rein me-

chanischen Gesetzen beruht? Ja, da finden Sie noch in einem Abriss der Psychologie – von einem Menschen geschrieben, der großes Ansehen hat – auf den ersten Seiten eine ganz merkwürdige Schlussfolgerung. Wer nur einen Funken hat von Begriff und praktischem Denken, der wird diese sogleich auf ihren wahren Wert zurückführen können. Da steht: In früheren Zeiten hat man gesagt, es gäbe eine selbständige Seele; heute aber ist der Mensch auch eingespannt worden in dies Gespinnst von der Erhaltung der Kraft. Da wurde zuerst untersucht, sagt man, an Tieren, daß alles, was man an Nahrung ihnen zuführt, nur umgewandelt wird, und daß das, was sie verrichten, umgewandelte Nahrung ist. Was die Tiere an Kraft erhalten, ist nur umgewandelte Nahrung. Wie sollte da eine selbständige Seele sein, wenn das bloß umgewandelt herauskommt, was man hineingestopft hat? Man hat sich nicht damit begnügt, dies beim Tier zu zeigen, man hat auch beim Menschen versucht zu zeigen, wie das, was man an Kraftwerten der Nahrung in den Menschen hineinsteckt, daß das wieder in anderen Formen herauskommt. Wozu braucht man da eine Seele? An Studenten wurde das probiert. Sehr scharfsinnig sind die Rechnungen, die nachweisen sollen, daß keine Seele darinnen sein kann, daß alles umgesetzte Nahrungskraft ist, was der Mensch denkt und tut. Die Tatsachen sind bewunderungswürdig scharf beobachtet. Die Methoden sind sehr schön ausgedacht, die Instrumente großartig. Die Schlussfolgerungen sind aber die grausigsten, die man sich denken kann. Man braucht den Gedanken nur zurückzuführen auf die einfachsten Elemente, dann wird man dies gleich sehen.

Der Gedanke ist genau nach folgendem Muster aufgebaut. Wir stellen uns bei einer Bank auf. Wir wissen, in diese wird Geld getragen. Jetzt prüfen wir all das Geld, wir schreiben alles auf, einzeln. Dann prüfen wir, was herausgetragen wird. Wir kommen dann zu dem wundervollen Resultat, daß das Geld, das herausgetragen wird, genau so viel ist wie das, was hineingetragen wird. Daraus schließen wir, daß da keine Beamten drinnen zu sein brauchen; denn ebensoviel Geld wird herausgetragen als hineinkommt. Ebenso scharfsinnig ist das andere Urteil. Ebensoviel kommt heraus an Arbeit und Gedankenkraft, als an Nahrungswerten in den Menschen hineingelangt.

Aber in viel feinere Gebiete geht das noch hinein. Wir haben heute ein wunderbares Forschungsgebiet, das hineinleuchtet in die kleinsten Organe der Wesenheiten. Da finden sich sehr bedeutsame kleine Organe. Die Forschungsmethoden sind bewunderungswert, durch die man imstande ist, an Pflanzen etwas nachzuweisen, was die menschlichen Seelenorgane nachahmt. Man weist nach, daß facettenartige Organe da sind, die das Auge bilden. Ja, man fotografiert sogar Bilder, die da entstehen in den Pflanzenaugen, und daraus wird geschlossen – es soll nichts verunglimpft werden an der wunderbaren Forschungsmethode, aber es soll nur die Schlussfolgerung ins rechte Licht gesetzt werden –, da wird geschlossen: weil das so beobachtet werden kann, so müsse die Pflanze in ähnlicher Weise beseelt sein wie Tier und Mensch. Man sieht gewisse Pflan-

zen, welche durch ihre Organe Insekten heranziehen und sie verzehren. Eine gewisse Freßtätigkeit, Sinnestätigkeit entwickeln sie; sie ziehen Insekten an und verdauen sie gleichsam. Und die Schlußfolgerungen, die man daraus zieht, sind sehr geeignet, den Unterschied zu verwischen, der nicht verwischt werden darf zwischen Pflanze, Tier und Mensch. Derjenige, der mit praktischem Denken vertraut ist, kann folgendes sagen: Ich kenne auch ein merkwürdiges Wesen, das hat auch die Eigenschaft, durch gewisse Verrichtungen in seinem Innern wie mit magnetischer Kraft kleine Wesen anzuziehen und, wenn sie herankommen, sie dann nicht nur in sein Inneres zu befördern, sondern sie dort sogar zu töten. Das ist nämlich die Mausefalle. Und die Gedankenform, die man anwendet jetzt auf die Mausefalle, die ist nach demselben Muster gebildet, wie die Gedankenformen, die von manchen Leuten angewendet werden auf etwas, was ein neues Gebiet der Pflanzen erschließen soll, auf das Seelenleben der Pflanzen.

Wenn man sich solche Dinge vor Augen führt, dann kann man ein wenig ermessen, wie wichtig es ist, dieses Denken wirklich durch die angegebenen Mittel praktisch zu schulen. Man kann nicht bloß die Umsichtigkeit des Denkens schulen, sondern es auch bis zu einer gewissen Klarheit des Denkens durch die folgenden Übungen bringen. Wiederum weichen die Übungen von den Denkgewohnheiten ab.

Die meisten Menschen werden sich nicht schnell genug ihre Urteile bilden können über irgendeine Sache. Und wenn sie sie haben, so befriedigt sie das. Sie denken nicht daran, daß es auch anders hätte sein können; wenn ein anderer etwas anderes sagt, dann ist er ein Tor. Auf diese Weise lernt man nicht denken. Man lernt es dadurch, daß man, wenn man sich eine Meinung gebildet hat, auch die andere Denkmöglichkeit sich vorhält, daß man an demjenigen, was man selber gemeint hat, nicht festhält, sondern auch die andere Meinung in aller Liebe danebensetzt. Man wird sehen, daß das möglich ist. Man kann das auch charakterisieren, indem man sagt: nur der kann die Wahrheit erkennen, der auch die eigene Meinung in Frage stellt. Es ist sehr nützlich, sich zunächst, wenn man eine Frage zu beantworten, eine Aufgabe zu lösen hat, sich die verschiedenen Arten verdeutlicht, wie man sie auflösen kann, um dann die Sache ruhen zu lassen, überhaupt sich zu sagen: jetzt läßt du das ruhen. Man muß da nämlich einen Glauben haben, der sehr wichtig ist für die Praxis, den Glauben, daß man in sich etwas hat, eine Art höheren Menschen, der noch besser denken kann, als man denkt, wenn man selbst dabei ist. Man braucht nicht so egoistisch zu sein, daß man überall dabei sein will, was in der Seele vorgeht, und zu glauben, man weiß das Allerbeste. Wer an die reale Gültigkeit des Denkens glaubt und zu ihr Vertrauen hat, wird sich sagen: meine Gedanken werden durch ihre eigenen Kräfte am schönsten sachlich vorwärts kommen, wenn ich selber gar nicht dabei bin, wenn ich mich ausschalte und an anderes gehe, und morgen oder übermorgen mir das alles wieder vorlege. Da wird man bemerken, daß man, wenn man nicht dabei gewesen ist, über diese Frage viel gescheiter gewor-

den ist. Die Denkmöglichkeiten arbeiten dann in einem, und man kommt zu einer Entscheidung in viel günstigerem Sinne. Das ist von ungeheurer Bedeutung. Und wenn man glaubt, die Selbstlosigkeit hat ein zweites Mal es noch nicht zur Entscheidung kommen lassen, dann ist es von ungeheurer erzieherischer Bedeutung, wenn man nochmal zuwartet. Und man wird sehr bald bemerken, wie das Denken klarer und schlagfertiger wird. Man wird viel leichter, wenn man das Denken so geschult hat, rasch die Dinge zusammendenken können.

So kann man im einzelnen die Dinge angeben, durch die das Denken sich allmählich schulen kann. Wiederum etwas von großer Bedeutung ist das, daß man beachtet für die praktische denkerische Ausbildung das Folgende: Solange du Interesse an einer Sache hast, sollst du sie anschauen, beobachten und schweigen. Reden sollst du erst, wenn du kein unmittelbares Interesse mehr daran hast, wenn du dich über die Sache erhoben hast. Solange man noch zu sehr engagiert ist mit dem Interesse an einer Sache, soll man sie berücksichtigen und schweigen. Dann redet man am besten, wenn man nicht mehr das unmittelbare Interesse hat, sondern losgekommen ist mit seiner Freude und seinem Leid. Wer das tun kann, kommt sehr weit. Wer sich vornimmt, sich ein Urteil erst zu bilden, wenn das Interesse geschwunden ist, wer sich für alles interessieren kann und mit dem Urteil zurückhalten kann, wer erst in der Erinnerung sich das Urteil bildet, der kommt sehr weit. Das ist ein ganz bedeutsamer Fingerzeig, wie man das praktische Denken wesentlich schulen kann.

Und was nun wiederum besonders wichtig ist, das ist, daß man gar nicht dabei ist mit dem, was man schon ist, bei der Art, wie sich das Denken herantut. Sehr wichtig für den, der praktisch sich schulen will, ist, daß er gewisse Zeiten am Tage versucht, gar nicht zu denken. Denn dadurch wird das Denken am besten geschult, daß wir es durch unser Denken möglichst wenig schädigen. Wenn wir uns aller Gedanken entsagen können, wenn wir es vermögen, gar nicht die Gedanken, die wir fassen können, zu fassen, sondern nichts zu denken, dann wirkt die innere, immer vorhandene Kraft der Seele und bringt uns eigentlich ein Stück vorwärts. Das ist sehr schwer; und die Energie, die man dazu aufwenden muß, ist sehr groß. Aber es ist von ungeheurer Werte, alles, was im Innern an Gedanken auf- und abwogt, zu unterdrücken und gar nichts zu denken. Was in uns denkt, ist auch dann da, wenn wir selbst nicht denken. Das bildet sich am besten aus, wenn wir eine Weile nicht dabei sind. Denn dann stehen wir durch unsere Persönlichkeit, durch unsere Individualität nicht im Wege. Wie es schon Arbeit ist, wenn wir verschiedene Möglichkeiten uns vorhalten und die Gedanken dann selbst arbeiten lassen, so ist es von wesentlicher Bedeutung, daß wir das, was Gedankenkraft ist, arbeiten lassen, ohne daß wir dabei sind, daß wir, wenn auch während noch so kurzer Augenblicke, das denkerische Wesen in uns sich entwickeln lassen ohne unser Zutun. Wer das längere Zeit macht, wird schon die große Wohltat einer solchen Sache bemerken.

Es ist schon richtig, was Fichte gesagt hat in bezug auf eine ganz andere Sache. Sehen Sie, er hat über die «Bestimmung des Gelehrten» gesprochen und wußte voraus, daß er so hohe Ideale aufstellen muß, daß die Menschen nicht mitgehen, weil sie es unpraktisch finden. Da sagt er dann: «Daß Ideale in der wirklichen Welt sich nicht darstellen lassen, wissen wir andern vielleicht so gut als sie, vielleicht besser. Wir behaupten nur, daß nach ihnen die Wirklichkeit beurteilt, und von denen, die dazu Kraft in sich fühlen, modifiziert werden müsse. Gesetzt, sie könnten auch davon sich nicht überzeugen, so verlieren sie dabei, nachdem sie einmal sind, was sie sind, sehr wenig; und die Menschheit verliert nichts dabei. Es wird dadurch bloß das klar, daß nur auf sie nicht im Plane der Veredlung der Menschheit gerechnet ist. Diese wird ihren Weg ohne Zweifel fortsetzen; über jene wolle die gütige Natur walten und ihnen zur rechten Zeit Regen und Sonnenschein, zuträgliche Nahrung und ungestörten Umlauf der Säfte, und dabei – kluge Gedanken verleihen.» So sagt Fichte über die, die von der Unpraxis der Ideale sprechen. Eine gütige Vorsehung tut in bezug auf das menschliche Denken allerdings das ihrige. Für vieles, was der Mensch verdirbt an seiner Gedankenkraft, wird der Ausgleich geschaffen dadurch, daß der Mensch schläft. Würde er immer wachen und durch seine Gedanken die Denkkraft beeinträchtigen, dann wäre das nicht auszuhalten. Daß der Mensch schläft, gibt ihm die Möglichkeit, immer wieder vorzurücken in die innere Denkkraft. Es wird das Denken aber viel wesentlicher gefördert, wenn der Mensch sich entschließt, nicht zu denken, obwohl er wach ist. Die Augenblicke des Nichtdenkens sind die größten erzieherischen Mittel für das Denken.

Nur einzelne Punkte konnten aus dem Umfange dessen, was man zu sagen hätte und was zwanzig Vorträge nicht erschöpfen könnten, herausgehoben werden, einzelne Punkte, die angeben können, wie man aus den Gesetzen der Geisteswissenschaft oder Theosophie heraus finden kann, wie das Denken für das praktische Leben geschult wird. Denn wahrhaftig, es wird das Denken durch solche Dinge geschult, es wird das Denken sowohl für Scharfsichtigkeit und Klarheit wie auch für die Geistesgegenwart geschult. Immer weiter kommen wir, wenn wir es uns nicht verdrießen lassen, solche Dinge anzuwenden. Man möchte sagen: würde man zeitig genug solche innere Schulung des Denkens auch pädagogisch anwenden, so würde alles das, was im Innern herauszisiert werden kann, den menschlichen Organismus so durchdringen, daß er ganz geschickt würde. Was heute gesagt worden ist, ist konkretes Denken, das den Menschen geschickt macht. Ich sage Ihnen, so sonderbar es klingt, dafür sorgt noch die Natur, daß die Menschen aufheben können, was ihnen heruntergefallen ist. Würde man aber die Denkkräfte so schulen, wie es heute gesagt worden ist, man würde die Menschen dahin bringen, daß sie mit den Zehen aufheben können, was ihnen herunterfällt. Nur die Nichtschulung des Denkens macht es, daß man in vielen Dingen so ungeschickt ist, weil die Schulung des Denkens nicht im Zentrum des Menschen arbeitet, nicht auf den Mittelpunkt geht. Die-

ses Prinzip liegt in allem, was heute gesagt worden ist: auf den Mittelpunkt des Menschen zugehen, von diesem heraus die Kräfte in alle menschlichen Glieder hineinstrahlen lassen, daß der Mensch bis zur richtigen Handhabung des Suppenlöffels befähigt wird.

Wenn so durch die Geisteswissenschaft eine richtige Schulung in das Denken hineinkommt, dann wird der Mensch systematisch gerade in Goethe ein Vorbild sehen, er wird zu einem in die Dinge untertauchenden und deshalb gültigen Denken kommen. Gerade dadurch, daß man sein Denken so schult, kommt man dazu, überall die einfachsten Gedanken zu finden, das zu finden, was leicht überschaut werden kann. Man muß alle Dinge auf ihre einfache Gedankenkonstruktion zurückführen können. Das kann man nur, wenn das Denken in der angegebenen Weise geschult wird, sonst geht das Denken seine eigenen Wege. Im einzelnen können die Gedanken richtig sein, aber im ganzen sind sie nicht brauchbar.

Nicht wahr, wie schön wird gerade heute in der Wissenschaft das oder jenes bewiesen, was ein klares Denken schon auf den ersten Blick als Irrtum erkennt. Da gibt es heute Leute, die sagen zum Beispiel: Eigentlich gibt es keine Substanz, sondern nur Bewegung. Es ist in der letzten Zeit eine geistreiche Broschüre erschienen, die den Standpunkt einnimmt, daß alles Bewegung ist. Da wird wirklich gesagt, wenn der Mensch von einem Ort zum anderen geht, so trägt er nicht etwa das, was uns als seine Substantialität erscheint, von einem Ort zum andern, sondern das ist nur Bewegung, und indem er zum anderen Ort geht, reiht er eine neue Bewegung an. Das ist ganz nach dem Muster dessen gedacht, daß da oben die Sonne ist, die Sonnenteilchen sind bewegt, sie tanzen; indem sie tanzen, geht nicht etwas von der Sonne zu uns, sagt man, die nächste Ätherumgebung tanzt, und es tanzt der Äther bis zu uns herab. Nur die Bewegung wird übertragen, sagt man, und das wird als Licht empfunden. Dieser ganze Äthertanz wird in diesem scharfsinnigen Buch auf den Menschen angewendet. Der ganze Mensch ist eigentlich nur ein Tanz. Wenn ich an den nächsten Ort gehe, so erzeuge ich eine neue Bewegung und so weiter. Man möchte dem guten Mann nur raten, wenn er geht, ja nur niemals zu vergessen, daß er die Bewegung wieder neu erzeugt, sonst müßte er ins Nichts hinein verschwinden.

Das ist ein Beispiel dafür, wie heute alles auf Bewegung zurückgeführt wird. Goethe aber hat es in seinem geraden Denken erfahren müssen, daß damals alles auf die Ruhe zurückgeführt wurde. Alles dies ist durch das unpraktische Denken verursacht, das nicht imstande ist, Kompliziertes auf Einfaches zurückzuführen. Goethe stand als Praktiker alledem gegenüber, und daß er sich in all dem Schrullenhaften zurecht fand, fußt auf dem, was er in seiner Denkpraxis gesagt hat.

Das wollen wir uns auch zum Schlusse sagen. Es kann auch den richtigen Gesichtspunkt für die Gesinnung angeben, die wir uns aneignen sollen. Er hat er-

fahren, daß sich seiner praktischen Denkweise Leute gegenüberstellten, die unpraktisch dachten, und da sagte er den Grundsatz, den man sich wirklich für alle Denkpraxis in die Seele schreiben soll, den Grundsatz:

«Es mag sich Feindliches ereignen,
Du bleibe ruhig, bleibe stumm,
Und wenn sie dir die Bewegung leugnen,
Geh' ihnen vor der Nas' herum!»

RUDOLF STEINER

Planetarische Entwicklung

Zwölf Vorträge nach Notizen von verschiedenen Zuhörern

(Fortsetzung aus Heft Nr. 71/72)*

Elfter Vortrag

Berlin, 9. November 1904

Man redet oft von den Prinzipien, als ob sie gleichartig wären und nur verschiedene Grade hätten. Aber will man die Zusammenhänge verstehen, so müssen wir die Prinzipien selbst ihrer Natur nach kennenlernen.

Wir müssen dreierlei in der Welt unterscheiden; dreierlei Arten von Wirkungen. Weil für ein wahrnehmendes Wesen nur das, was zur Wirkung kommt, in Betracht kommen kann, richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Wirkungen. Es gibt also dreierlei Arten, wie etwas wirken kann: erstens die eigentlich geistige, zweitens die seelische, drittens die körperliche Art von Wirkung. Die geistige Wirkung, alles, was irgendwie als Geist wirken kann, nennt man Buddhi; alles, was seelisch wirken kann, nennt man Kama; alles, was körperlich wirken kann, nennt man Prana. Das sind die drei Wirkungsformen: Buddhi, Kama, Prana. Als Wirkungsformen sind sie gleichartig, nur auf verschiedenen Stufen.

Nun muß man sich vorstellen, daß die Wirkungen fortwährend flüssig, unbestimmt wären, wenn sie sich nicht begrenzen würden. Soll zum Beispiel Kama in einer bestimmten Weise auftreten, so muß es sich eine Grenze geben. Also um zu begrenzten Wirkungen zu werden, müssen sich Buddhi, Kama und Prana Grenzen geben. Diese Grenzen nennt man in der theosophischen Literatur «Shariras», das heißt Schalen, Hüllen, Scheiden. Und zwar bezeichnet man, wenn sich Buddhi begrenzt, diese Grenze als Karana Sharira; gibt sich Kama eine Grenze, so nennt man diese Linga Sharira; gibt sich Prana eine Grenze, nennt man sie Sthula Sharira. Diese Shariras sind also die Grenzen, die Hüllen, die sich die drei Wirkungsarten setzen.

Es kann nun folgendes eintreten [es wird nun das Schema I an der Tafel entwickelt und zwar von unten nach oben angeschrieben]:

Wir haben zuerst Prana in Wirksamkeit; dann gibt sich Prana eine Grenze nach außen: Sthula Sharira. Prana begrenzt sich also nach einer Seite und bleibt

* Bei den Notizen dieser beiden Vorträge ist ganz besonders zu berücksichtigen, daß aufgrund des schwierigen Themas Fehlerhaftes nicht ausgeschlossen werden kann. Es gilt dies auch für die Schematas. Einige davon sind von den verschiedenen Mitschreibern leicht abweichend überliefert worden. Es wurden die am sinnvollsten scheinenden übernommen.

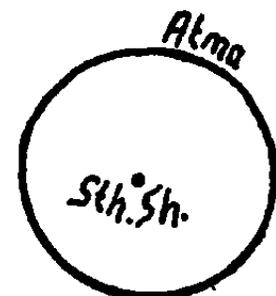
nach der anderen wogend offen. Zu Prana tritt nun Kama hinzu und gibt sich hier eine Grenze: Linga Sharira. Dadurch bleibt Prana auch auf dieser Seite nicht mehr wogend offen, weil sich Kama mit seiner Grenze hineinschiebt; aber Kama bleibt wieder offen nach der anderen Seite. Nun tritt Buddhi hinzu und gibt sich die Grenze gegen Kama und es entsteht Karana Sharira. Die drei Prinzipien haben also Zwischenlagen. Wenn dies ein Wesen ist, muß in diesen drei Prinzipien und ihren Zwischenlagen noch ein Ich-Bewußtsein leben: das bezeichnet man als Atma.

Aus den drei Prinzipien und den Zwischenlagen und dem Ich-Bewußtsein oder Atma besteht der Mensch. Jedes einzelne kann Unterabteilungen haben. Wenn wir dies so fassen, haben wir die Zusammensetzung des Menschen als solchen gegeben.

Hier, beim Menschen [Schema I], bildet der physische Körper die äußere Hülle und Atma ruht im Innern. Nun kann die Anordnung auch ganz anders sein, nämlich so, daß sich Prana zunächst nach innen wirksam zeigt und sich eine Grenze setzt. Dann würde folgendes entstehen [Schema II]:

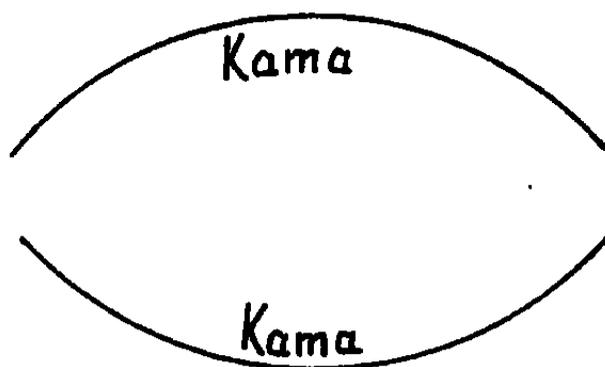
Prana ist dann nach innen begrenzt durch Sthula Sharira, Kama durch Linga Sharira, Buddhi durch Karana Sharira und wir hätten nun ein Wesen, bei dem zuerst außen Atma liegt, dann Buddhi, dann Kama und zuletzt Prana. Dann würde Atma ganz im Umkreis ausgespannt erscheinen [eine Kugel] und Sthula Sharira wäre ein Punkt in der Mitte.

I		II
<u>Atma</u>	Geistesmensch	<u>Sthula Sharira</u>
<u>Buddhi</u>	Lebensgeist	Prana
Karana Sharira	Geistselbst	<u>Linga Sharira</u>
<u>Kama</u>	dreiteilig	Kama
Linga Sharira	Seelenleib	<u>Karana Sharira</u>
<u>Prana</u>	Ätherdoppelkörper	Buddhi
Sthula Sharira	Physischer Körper	Atma



Ein solches Wesen ist ein Dhyan-Chohan, ein Planetengeist und muß umgekehrt wirken wie ein Mensch. Beim Menschen liegt Sthula Sharira nach außen, bei den Dhyan-Chohans Atma, dann kommt Buddhi und so weiter.

Man kann sich davon eine klare Vorstellung machen durch folgendes Beispiel. Wenn wir unsere Augen schließen, ist es zuerst dunkel und wenn wir sie dann wieder aufmachen, dann sehen wir das Licht. Wir sehen das Licht aber nur, weil wir eine Empfindung dafür haben und es dadurch empfangen können. Es muß aber erst da sein, bevor wir es empfangen können. Und ebenso, wie wir da sein müssen, um Licht zu empfinden, so muß ein Wesen draußen sein, das Licht offenbart. Wir sind Lichtempfänger, draußen müssen Lichtgeber, Lichtoffenbarer sein. Und so wie wir das Licht nur dadurch empfinden können, daß wir in uns Kama, den Astralkörper haben, so muß ein planetarisches Wesen ein Kama haben, das Licht ausstrahlt. So daß also Kama hier gegen den Mittelpunkt hin wirkt und dort im Radius des Kreises.



Der Kreis, der nach oben hin konvex ist, ist für uns, für die Empfindung, für das Empfangende, das dem Gebenden Entgegenstrebende. Der Kreis, der nach unten zu konvex ist, ist das Kama der dhyanischen Wesenheit. So wirkt das Kama der Offenbarung nach unten: Karana Sharira. So wie der Mensch ein Kama hat, das nach seinem Mittelpunkt hinstrebt, so hat der Planetengeist ein nach außen, nach dem Umkreis strebendes Kama, welches lichtoffenbarend ist, während das Kama des Menschen lichtempfangend ist. Es gehören immer zweierlei Wesenheiten von sich ergänzenden Naturen zusammen. Eine Wesenheit muß das Verlangen besitzen: die empfangende Wesenheit; eine andere muß geben können: die gebende Wesenheit. Menschliches verlangendes Kama setzt voraus, daß gebendes Kama da ist, Kama der Liebe.

Menschliche Buddhi vermittelt das Erkennen. Dasjenige, was uns von den Dingen an Erkennen offenbart wird, wird empfangen durch unsere Buddhi. Der planetarische Geist muß also gedankengebend, menschliche Buddhi muß empfangend sein. Der planetarische Geist verhält sich somit ganz entgegengesetzt und ergänzend zum Menscheng Geist.

Ein jedes einzelne Ding in der Welt existiert nur im Weltenzusammenhang; es ist ein Glied im Ganzen. Als Glied gehört es dem ganzen planetarischen Erdgeist an. So hat zum Beispiel der Tisch erstens eine Materie, durch die er ein Wesen ist, das uns im Raume entgegentritt; zweitens hat er Kraft, dadurch daß er Widerstand gibt, denn sonst würde er für uns nicht da sein; und zum dritten äußert sich die Kraft nicht beliebig, sondern nach bestimmten Gesetzen (Naturgesetzen).

Was ist die Kraft? Was ist das, was in uns das Leben möglich macht? Es ist eine Kraft, die einnehmend ist, das Leben erhaltend. Des Menschen Lebenskraft äußert sich dadurch, daß sie, was an Materie in ihm ist, zusammenhält. Daher ist die Materie und die ihr zukommende Kraft beim Menschen nach innen gerichtet, sie baut den Menschen von innen auf; er könnte sonst nicht als lebendes Wesen wahrgenommen werden. Der Tisch dagegen hat die nach außen gerichtete Materie und diese äußert sich durch das Gesetz. Materie an sich kann nicht wahrgenommen werden, nur ihre Eigenschaften, wie Farben, Töne und so weiter. Die Materie selbst entzieht sich vollständig der Wahrnehmung. Es ist ein Prana in der Materie, welches sich ganz der Wahrnehmung entzieht, aber sich dahin gibt, um sich zu offenbaren. Daneben erkennen wir das Gesetz in der Materie, den Gedanken, der sich darin ausdrückt.

Buddhi äußert sich in der Natur nach außen. Jeder Körper, der der äußere Ausdruck des Planetengeistes ist, strahlt fortwährend nach außen, das heißt, er hat Buddhi nach außen gekehrt. Es wird zum Licht, das wahrgenommen wird. Buddhi ist in den Eigenschaften der Dinge, in dem, was nach außen liegt. Das Gesetz muß sich offenbaren durch Karana Sharira. Das sich offenbarende Manas ist das Gesetz. Indem ein Körper leuchtet, schickt er uns Buddhi zu. Der Gedanke, die Geistesäußerung, durch die er es schickt, ist Karana Sharira. Kama dagegen behält der Planetengeist für sich; er entzieht es der Wahrnehmung. Seine Materie ... [in den Notizen von Marie Steiner-von Sivers ist hier eine Lücke markiert]. – Dagegen offenbart er die kosmischen Gedanken, die der Mensch erst tief im Innern ergründen muß. Und was der planetarische Geist ganz an der Oberfläche äußert, hingibt, das ist sein Buddhi.

In der Bibel ist dies zum Ausdruck gebracht. Es wird gesagt, daß der planetarische Geist in seiner ersten Äußerung eine Lichtäußerung war. Es sind Buddhi-Eigenschaften (Licht), die der Geist auf der ersten Stufe offenbart. Diese uralte heilige Lehre von dem Gegensatz des Menschen und des Planetengeistes ist in der christlichen Esoterik schön zum Ausdruck gebracht. Man nennt die sich offenbarenden Buddhi-Eigenschaften in der kabbalistischen Sprache «Gewalten». Daher offenbaren sich zunächst die Gewalten des Lichtes und der Finsternis. So kann man die Genesis wieder wörtlich nehmen.

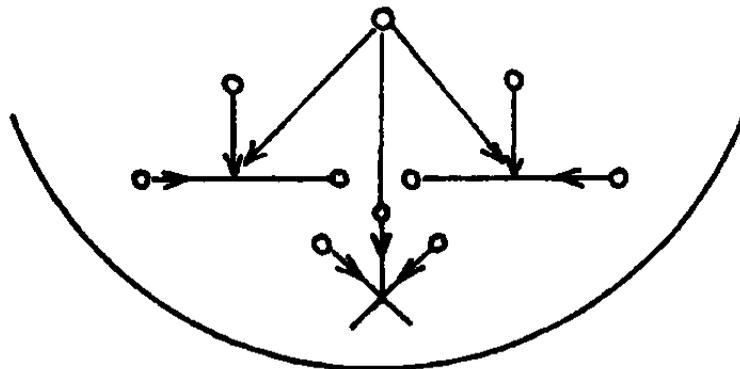
Es sind also Buddhi-Eigenschaften, die der Geist auf der ersten Stufe offenbart. Auf der zweiten offenbart er sein Karana Sharira; er ordnet die Dinge nach Gesetzen. Was im Makrokosmos nun konvex angeordnet ist, ist im Mikrokosmos

konkav. Was der Mensch zuletzt erkennt, kommt im Makrokosmos zuerst; der Mikrokosmos kommt zuletzt dazu, die Empfindung im Makrokosmos zu erkennen.

Nun fragt es sich, ob es einen Übergang gibt zwischen den beiden Wesenheiten, zwischen Mensch und Planetengeist. Man denke sich, wir hätten eine Wesenheit mit einem Bewußtsein. Sie hätte verschiedene Glieder, aber diese hätten ein gemeinsames Bewußtsein. (Streit der Patrizier und Plebejer). Das wäre etwa so darzustellen:



Es sind einzelne Glieder, die alle hinstrahlen zu dem gemeinschaftlichen Bewußtsein. Wollen wir das gemeinschaftliche Bewußtsein als Kraft ansehen und die Glieder auch, so können wir sagen, das gemeinsame Bewußtsein ist das überwiegende und wirkt auf die anderen alle. Man denke sich nun viele solcher Wesenheiten, die in dieser Weise wirksam sind:



Jede von den Wesenheiten hat ihre eigene Existenz. Durch [das gemeinsame Ideal] kann sie andere Existenzen mit ihrer verbinden. Diese verschiedenen Bewußtseine setzen sich selbst einen gemeinsamen Mittelpunkt; sie streben nach einem gemeinsamen bestimmten Ideal hin. Dieses lebt dann als gemeinschaftliches geistiges Ideal in den verschiedenen Bewußtseinen. Wenn diese dahin kommen, daß ihnen ihr geistiges Ideal wertvoller ist als sie selbst, dann werden sie von ihm genauso angezogen, wie sie selbst früher die Glieder ihres Bewußtseins zu sich herangezogen haben. Bildeten sie früher den Mittelpunkt für diese verschiedenen Sphären, so bildet das gemeinsame Ideal dann den Mittelpunkt für die große Sphäre. Die einzelnen Existenzen werden dann selbst Glieder der gemeinschaftlichen Existenz, geben ihr Sondersein auf und leben in dem gemeinschaftlichen Ideal. Sie hören auf, selbst Zentrum zu sein und geben sich ein gemeinschaftliches Zentrum. So entsteht aus einzelnen Menschen eine Bru-

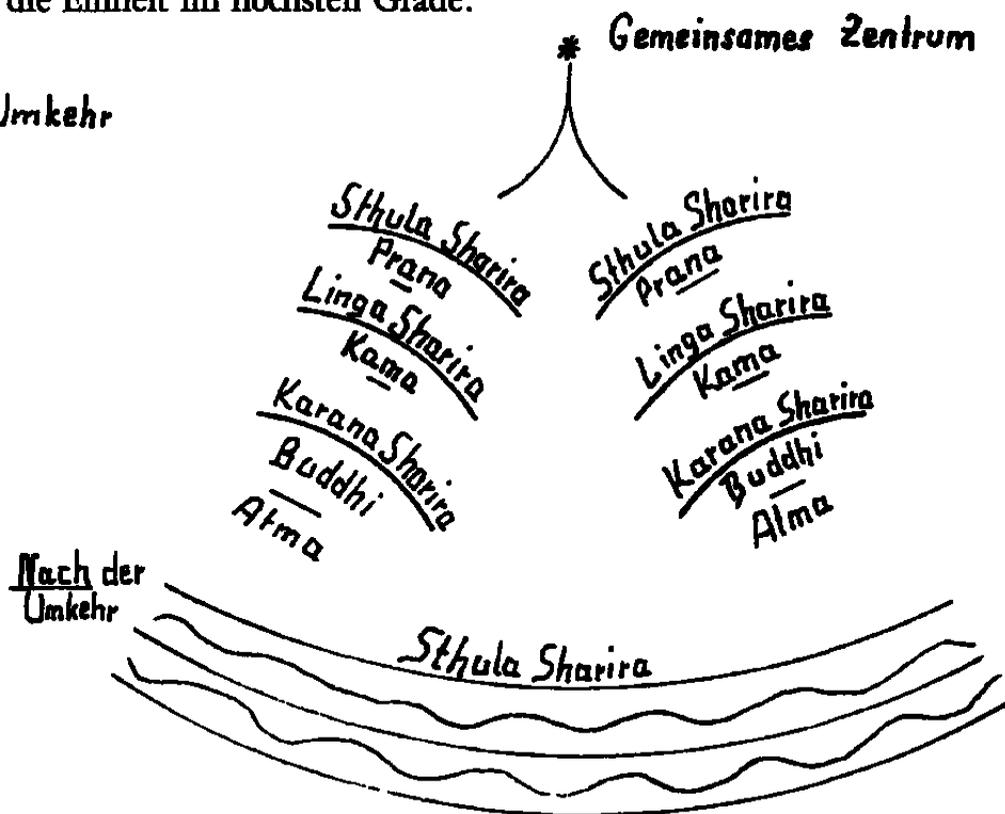
derloge. Wenn ein so starkes gemeinschaftliches Ideal da ist, daß es die einzelnen Bewußtseinszentren alle anzieht, so bilden diese Menschen einen Körper, der eine Seele höherer Art hat. Dadurch entsteht eine Bruderloge mit einem vollständig gemeinschaftlichen Geist. Und so haben wir es mit einem neuen Wesen zu tun. Niemals hätte sich eine Seele in den Menschen senken können, wenn er nicht ein Gehäuse wäre aus Gliedern. Niemals kann sich ein Höheres herniedersenken, wenn nicht die einzelnen Bewußtseine zu Lebensgliedern werden, die Form für ein höheres Gehäuse, damit darin das gemeinschaftliche Bewußtsein zum Ausdruck kommt.

Damit haben wir den Übergang; es wird ein anderes Zentrum geschaffen. Eine Inversion, eine Umkehrung sämtlicher Prinzipien ist die menschliche Entwicklung. Da die Menschen sich in sieben Arten äußern, entsteht nicht ein Zentrum, sondern sieben Zentren. Dies werden die sieben Elohim, die Pitris für den nächsten Planeten sein.

So geht der Mensch von einem Wesen, das die Umgebung in sich aufnimmt, zu einem Wesen über, das sich offenbart. Die beiden ganz entgegengesetzten Wesenheiten, der Mensch und die Elohim oder Dhyani sind nur Formen einer Wesenheit. Was also der Mensch hier ist, wird er in Zukunft nicht mehr sein, sondern eine dhyan-chohanische Wesenheit. Das wird in der Esoterik das «Geheimnis der Gottwerdung des Menschen» genannt.

Wenn die Einzelbewußtseine sich alle einem Zentrum zuwenden und draußen alles Atma wird, wird im Innern nur ein einziger Kern von Sthula Sharira sein, also die Einheit im höchsten Grade.

Vor der Umkehr



Diese Einheit kann auf der Erde nicht erreicht werden; diese können erst sieben erhabene Geister bilden. Das ist dann der Logos, der Atma im Umkreis hat. In der Kabbala ist die Krone von allem das «Reich», die Vereinigung. Dieses Prinzip liegt auch der Kirche zugrunde, nämlich daß alle Menschen Glieder eines Bewußtseins werden.

Das Gesetz der Form ist Geburt und Tod. Das Gesetz des Lebens ist die Wiedergeburt. Das Gesetz des Geistes ist Karma. Das Leben geht durch Geburt und Tod und erscheint in immer neuen Formen. Die Form ist vergänglich, das Leben wiederholt sich, der Geist ist unvergänglich, ewig.

Zwölfter Vortrag
Berlin, 10. November 1904

Heute wollen wir versuchen, den Übergang des Logos zu einem neuen System, zu einer neuen Schöpfung etwas uns klarzulegen.

Die Menschen fragen gewöhnlich zuerst: Wie ist alles entstanden? – Dies ist wohl die schwierigste Frage, die aber oft gestellt wird. Man kann davon nur eine annähernde Vorstellung geben. Vor allem muß man sich einmal klarmachen, daß es unser Verstand ist, der da fragt, wie die Dinge entstanden sind und sich ungefähr plausibel macht, wie man selbst die Welt geschaffen hätte, wenn man der Schöpfer gewesen wäre. Der Menschenverstand gehört aber schon zu denjenigen Dingen, die vom Logos stammen und es ist klar, daß das Bewußtsein des Logos ein weit größeres ist. Daher können wir den Logos nicht mit dem menschlichen Verstand beurteilen. Darum kann die Frage nicht so gestellt werden: Warum mußte die Welt aus dem Logos hervorgehen?, sondern man kann nur fragen, wie sich das Hervorgehen der Welt aus dem Logos verhält, *wie* die Dinge entstanden sind, nicht warum – weil das Warum einen Zwang in sich schließen würde. Das Hervorgehen muß eine freie Tat des Logos sein, nicht eine Tat der Notwendigkeit.

Durch ein Bild nur kann das Schöpferische des Logos bezeichnet werden, indem man sich ein Wesen und sein Spiegelbild vorstellt. Man würde sich sagen: In dem Spiegelbild ist alles das enthalten, was in dem Wesen selbst vorhanden ist. Es sieht genauso aus, aber es ist nicht lebendig, es enthält nicht das Lebensprinzip. Wollen wir begreifen, wie das Spiegelbild dem Wesen gleich werden kann, so ist es nur dadurch möglich, daß das Wesen sein Leben dem Spiegelbild abgibt. Daher müssen wir uns denken, daß ein Wesen seine Existenz, sein Leben an sein Spiegelbild abgibt, dann hat man den Begriff des ersten Opfers. Die Hingabe der eigenen Existenz, die Übertragung des eigenen Lebens an das Spiegelbild, das ist das ursprüngliche Opfer.

Genauso verhält es sich mit dem Logos. Der erste Logos verhält sich zum zweiten, als wenn wir, vor dem Spiegelbild stehend, uns vornehmen, unser eigenes Leben an das Spiegelbild abzugeben. Die Hingabe des Lebens ist das ursprüngliche Opfer in freier Tat. Das ist die Tat des ersten Logos.

Der zweite Logos ist genau dasselbe wie der erste Logos, nur daß er seine Existenz durch ein Opfer erhalten hat. Wenn man nun die Wirkung des zweiten Logos studiert, so findet man, daß das Wesen des zweiten Logos darin besteht, daß er das Wesen des ersten Logos nach dem ersten Logos hinstrahlt, zurückstrahlt. So ist der zweite Logos eine Widerspiegelung des ersten Logos, von dem er sein eigenes Leben erhalten hat, welches vom ersten Logos ausströmte.

Zuerst spiegelt sich der erste Logos wider, dann gibt er dem Spiegelbild sein Leben. Während im ersten Logos alles sich nach außen richtet, die Existenz nach außen wirkt, hat der zweite Logos erstens die Existenz, die er erhalten hat und zweitens die Eigenschaft, seinen Inhalt zurückzustrahlen auf den ersten Logos. Damit haben wir nun im zweiten Logos eine Zweiheit. Das Leben und der Inhalt des zweiten Logos sind zweierlei. Der Inhalt ist dasselbe wie bei dem ersten Logos, aber das Leben ist etwas anderes als im ersten Logos:



Der Strich in der Mitte des zweiten Kreises bedeutet, daß im zweiten Logos Leben und Inhalt zweierlei sind, daß sie geteilt sind. Wenn es sich um den Inhalt handelt, ist Bild und Spiegelbild bei beiden gleich, das Leben aber ist zweierlei.

Dies würde als solches noch kein Weltsystem ergeben können, denn hier würde sich nur der eine Logos zum andern verhalten; eine Mannigfaltigkeit würde da nicht hineinkommen. Mannigfaltigkeit kann nur hineinkommen durch ein weiteres Opfer. Eine nochmalige Spiegelung muß stattfinden: das Verhältnis, das die beiden zueinander haben, muß sich auch spiegeln. Erstens spiegelt sich der erste Logos noch einmal



zweitens spiegelt sich die Spiegelung:



Dadurch entsteht dann der dritte Logos als die Widerspiegelung der zwei andern Logoi. Es enthält also der dritte Logos

1. das Spiegelbild des ersten Logos
2. das Spiegelbild dessen, was der erste Logos im zweiten Logos bewirkt hat, nämlich sein Leben
3. das Spiegelbild davon, was der zweite Logos zum ersten zurückstrahlt.

Stellen wir uns nun vor: Der erste Logos ist gespiegelt in a. Wenn der erste Logos die nach außen strebende, schöpferische Tätigkeit ist, so ist sein Spiegelbild im dritten Logos gerade die umgekehrte Tätigkeit des ersten Logos. Im ersten Logos ist a das höchste geistige Weltlicht; im dritten Logos ist a die äußerste geistige Finsternis.

b ist im zweiten Logos das Leben, das der zweite Logos vom ersten Logos erhalten hat. Es ist nicht das Leben, das sich hinopfert, sondern dasjenige, das angenommen worden ist. Das Leben, das sich im ersten Logos hinopfert, ist die Liebe. Das Gegenteil davon im dritten Logos ist das absolute Verlangen, Sehnsucht, Streben nach Logos. b ist also im dritten Logos das absolute Verlangen.

c ist im zweiten Logos das Spiegelbild des ersten Logos, welches der zweite Logos zurückstrahlt.

1. Logos  a = geistiges Weltlicht (Liebe opfert sich hin)
2. Logos  b = Spiegelung des ersten Logos
c = sein Leben und was er zum ersten Logos zurückstrahlt
3. Logos  a = geistige Finsternis
b = das Verlangen
c = das getreue Spiegelbild des ersten Logos.

Bei unserem eigenen Spiegelbild unterscheiden wir:

1. Das ausgestrahlte Bild, das aus der Finsternis zurückkommt.
2. Das, was wir hingegeben haben, kommt zurück als Verlangen.
3. Das Bild selbst, das wir selbst sind.

Dies entspricht im dritten Logos den drei Teilen:

- | | |
|---|----------|
| a die geistige Finsternis | = Tamas |
| b das absolute Verlangen | = Rajas |
| c das einfache Spiegelbild des ersten Logos | = Sattwa |

Tamas, Rajas, Sattwa sind die drei Gunas, die drei Teile des dritten Logos.* Zunächst sind a, b und c vorhanden. Wenn a allein vorhanden ist, ist es eben Tamas. Wenn a – die geistige Finsternis oder Tamas – sich kombiniert mit b – Rajas, dem absoluten Verlangen –, kombiniert sich Finsternis mit Verlangen und es ist ein Hinstreben nach dem ersten Logos. Wenn a und c – Tamas und Sattwa – kombiniert werden, haben wir das Bild des ersten Logos, aus der Finsternis heraus geschaffen. Ebenso können wir b mit c kombinieren. Es kann

* Die Lehre von den Kombinationen der drei Gunas Tamas, Rajas, Sattwa bildet das Fundament der Sankhya-Philosophie des Vedantasystems.

jedes für sich auftreten und mit einem der andern kombiniert werden. Alle drei miteinander kombiniert, sind, was der erste Logos selbst ist. Wir haben sieben mögliche Kombinationen der drei Gunas:

1. a
2. b
3. c
4. ab
5. ac
6. bc
7. abc

Dies sind also die sieben verschiedenen Kombinationen der Gunas.

Man stelle sich diese sieben möglichen Kombinationen vor als das nächste welterschöpfende Prinzip, das aus den drei Gunas hervorgehen kann. Diese sieben Wesenheiten existieren wirklich. Es sind die sogenannten sieben schöpferischen Geister vor dem Throne Gottes, nach den drei Logoi die sieben nächsten schöpferischen Kräfte:



Aus diesen sieben schöpferischen Kräften geht dasjenige hervor, was wir als die Prajapatis bezeichnen. Indem jeder wieder diese Tatsache genau wiederholen kann auf untergeordneten Stufen des Bewußtseins, des Lebens und der Form, bekommen wir überall drei: also dreimal a, dreimal b, dreimal c, dreimal ab, dreimal ac, dreimal bc, dreimal abc, also zusammen dreimal sieben = 21 Prajapatis. Sie verhalten sich selbst jeder wie ein ursprünglicher Logos. Dadurch bekommen wir die 21 Schöpfer eines bestimmten Sonnensystems.

Der erste Begriff, der uns also begegnet, ist der des vollständig freien Opfers. Wenn man ihn faßt, hört die Frage nach dem Warum auf, eine Bedeutung zu haben. Der Fortschritt des Menschen besteht darin, daß man diese Frage nicht mehr stellt, sondern zu dem Begriff des schöpferischen Logos aufsteigt.

Wenn man ein mechanisches Instrument hat, zum Beispiel eine Uhr oder eine Maschine, so kann man voraussagen, wie sie sich verhalten wird. Etwas weniger ist dies dagegen möglich bei den Naturvorgängen, doch im gewissen Grade auch da. Eine Sonnenfinsternis zum Beispiel ist berechenbar. Man kann da von einer Notwendigkeit sprechen. Man wird noch bei der Pflanze angeben können, was sie unter bestimmten Verhältnissen tun wird. Je weiter wir aber hinaufrücken im Reiche der Natur, hört die Möglichkeit immer mehr auf zu sagen, was ein Wesen in einer gewissen Situation tun wird. Je höher ein Mensch steht an Begabung und Inhalt, destoweniger ist es möglich, etwas über seine

Handlungen vorauszusagen, denn man kann nicht seine Gründe und Motive überschauen. Dann hat man nichts anderes zu tun als abzuwarten, was er in einer bestimmten Situation tun wird.

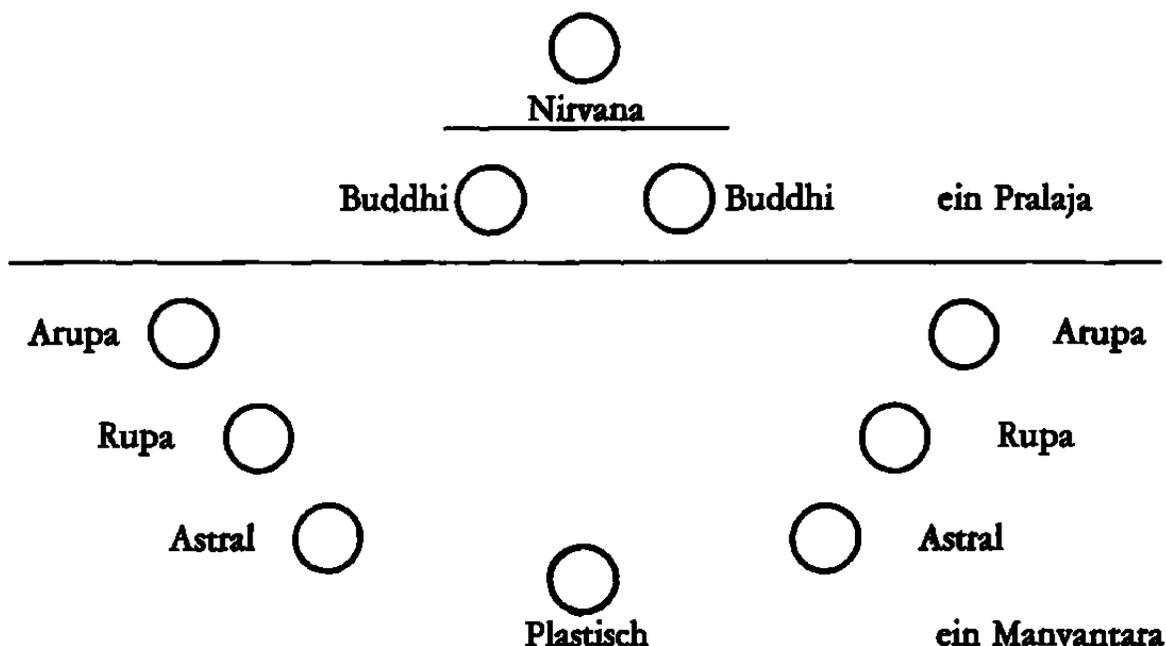
Ebenso muß man die Schöpfung der Welt hinnehmen als eine freie Tat des Logos. Und der Fortschritt besteht darin, zu wissen, daß man beim Weltall nicht zu fragen hat nach dem Warum, daß die Frage nach dem Grund unberechtigt ist. Alle, die dies eingesehen haben, haben nicht von einem Grund der Welt gesprochen. Jakob Böhme spricht von einem «Ungrund» der Welt. Wollen wir aufsteigen zur Erkenntnis der schöpferischen Weltmacht, so können wir nichts anderes tun als bis dahin zu gehen, wo wir wissen, daß im Ziel unsere eigene Entwicklung stehen muß, denn da muß der Schöpfer einmal gestanden haben. Der Schöpfer muß alles umgekehrt besitzen, was wir besitzen. Atma ist der tiefste Punkt in unserem Innern. Der Schöpfer aber hat Atma als lauter Punkte in seinem Umkreis. Der welterschöpferische Logos hatte bei Beginn des Sonnensystems die Eigenschaften, die wir als Ziel unserer Entwicklung gefunden haben, Atma, Buddhi, Karana Sharira oder Manas, Kama, Linga Sharira, Prana, Sthula Sharira, alle in seinem Wesen.

Wir müssen uns klar darüber werden, *wo* die Tätigkeit dieses schöpferischen Logos liegen kann. Dazu untersuchen wir zuerst, wohin wir durch die verschiedenen Metamorphosen gelangen. Die Form-Metamorphosen sind eine physische, zwei astrale, zwei mentale, zwei arupische, also zusammen sieben. Wenn wir die Höhe des Mentalplanes erreicht haben, dann sind wir von außen Karana Sharira geworden. Darauf werden wir Buddhi, dann Atma. Wenn die Erde ihr Ziel erreicht hat, werden wir auf dem höheren Mentalplan tätig sein. Dann beginnt jener Übergang, welcher uns hinüberführt zu dem nächsten Planeten. Dazu müssen wir Atma außen haben. Also müssen auch Karana Sharira und Buddhi außen verschwinden:



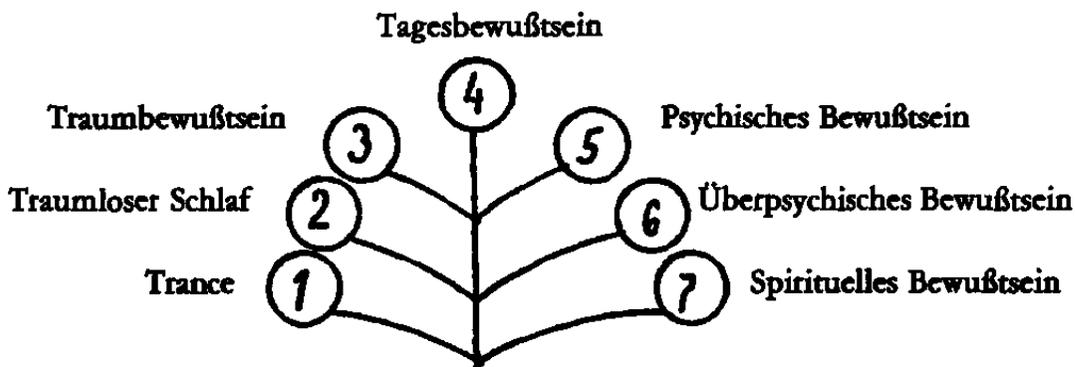
Die Folge davon ist, daß wir uns nicht vorzustellen haben, daß beim Übergang zu einem neuen Planeten nichts geschieht – Pralaja ist nicht Untätigkeit und Schlaf –, sondern während Pralaya wird noch abgestreift Karana Sharira und Buddhi. Auf dem Buddhiplan müssen wir Karana Sharira abstreifen und auf dem Nirvanaplan Buddhi selbst.

So gestaltet sich die Entwicklung folgendermaßen:



Pralaja ist eine Tätigkeit ganz anderer Art als die Tätigkeit während eines Manvantaras. Um eine neue Planetenkette zu gestalten, muß die Wesenheit auf der anderen Seite hindurchgegangen sein durch den Buddhi- und Nirvana-Plan. Die Bedeutung des Buddhi- und Nirvanaplanes liegt darin, daß auf ihnen die Wesenheiten zwischen den Planeten ganz dasselbe durchmachen, was der Mensch im Devachan durchmacht.

Es gibt auch große Pralajas: Mahapralajas. Wenn wir die Metamorphosen des Bewußtseins verfolgen von einem Planeten zum andern, so haben wir auf Erden das Tagesbewußtsein, auf dem Monde das Traumbewußtsein und so weiter:

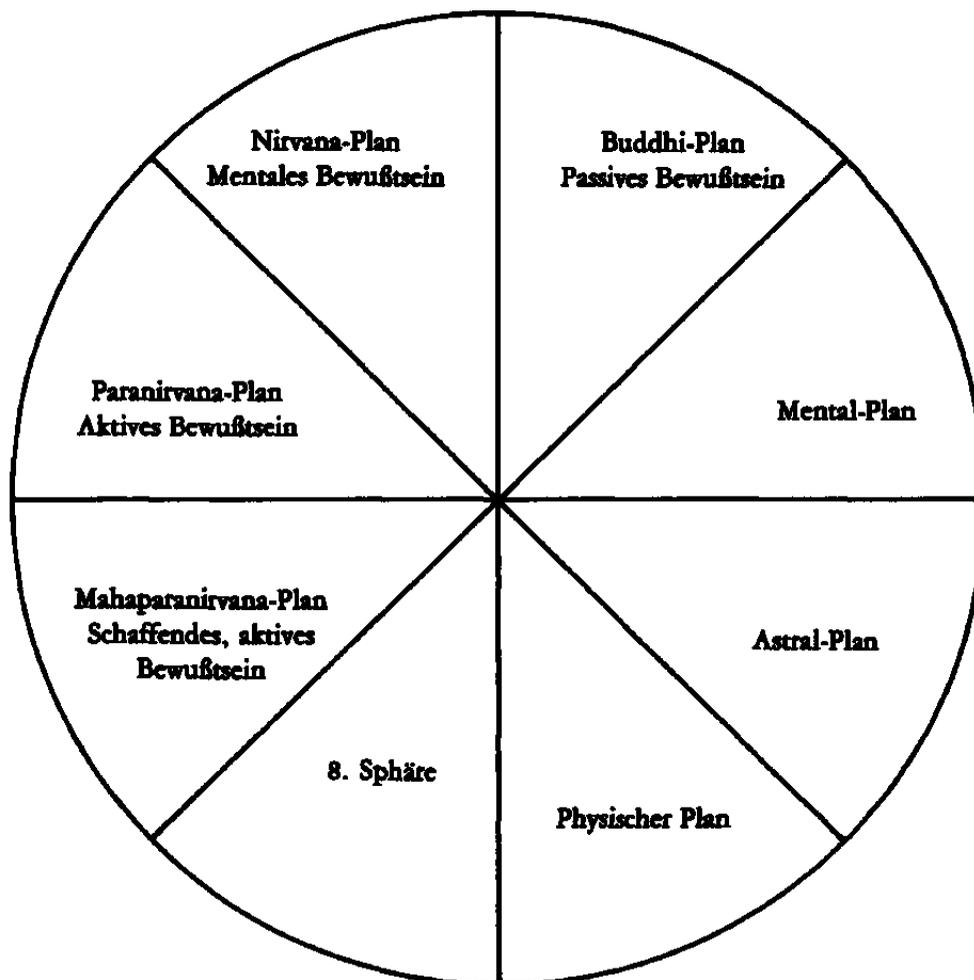


Zwischen einem Bewußtsein und dem anderen muß hindurchgegangen werden durch den Nirvanaplan. Wenn nun der höchste Bewußtseinszustand erreicht ist, Atma sich aller Hüllen entledigt hat und wirklich das Allumfassende

geworden ist, dann wird es fähig, ein neues Sonnensystem zu bilden. Dazu muß es noch durch zwei weitere Plane des Bewußtseins hindurchgehen. Bis dahin hat es eine Art Allschau erlangt, es kann dann das ganze Weltensystem überschauen.

Das jetzige Tagesbewußtsein kann das Mineralreich, das psychische Bewußtsein kann das Leben, das intellektuelle Bewußtsein das Empfinden überschauen und das spirituelle Bewußtsein kann alles Vorhandene überschauen. Atma ist dann auf der höchsten Stufe angelangt. Atma ist Allbewußtsein.

Wenn Atma nach außen strahlen soll, so muß es erst die Fähigkeit erlangen, alles hinzugeben; es muß schöpferisch sein. Das wird es dadurch, daß es sich mit Buddhi und Manas umhüllt. Dann kann es auf dem Arupaplan ein neues Weltensystem anfangen. Wenn also das Bewußtsein auf der letzten Stufe angelangt ist, muß es noch hindurchgehen durch zwei andere Plane. Der erste Plan ist der, wo es Buddhi nicht abschält, sondern hinzufügt, den nennt man Paranirvana-Plan. Denjenigen, wo das Wesen wieder heruntersteigt, um auf dem Arupaplan wieder tätig sein zu können, den nennt man Mahaparanirvana-Plan. Je zwei gegenüberliegende Plane entsprechen sich. Der unterste ist der physische, der ihm gegenüberliegende Nirvana:



Auf dem Astralplan herrscht das Verlangen, auf dem Paranirvana-Plan herrscht die Liebe, Buddhi. Auf dem Mentalplan herrscht Erkenntnis, was den Gedanken aufnimmt, auf dem Mahaparanirvana-Plan herrscht der schöpferische Gedanke. Der Buddhi-Plan ist die absolute, liebevolle Hingabe an das Göttliche. Es hat zu seinem Gegenteil die absolute Abkehr von allem Göttlichen. Hat der Buddhi-Plan etwas Beseligendes, so sein Gegenteil die absolute Unseligkeit. Das ist der achte Plan, die achte Sphäre.

Man denke sich, irgendein Wesen hätte sich auf irgendeinem Plan in der Evolution von der Entwicklung abgekehrt, wäre eigene Wege gegangen, dann fiel es in die achte Sphäre und müßte dort warten, bis die ganze Entwicklung herumgegangen ist. Es könnte erst bei der nächsten Evolution wieder mitgenommen werden als unterstes Wesen. In dieser kosmischen Windrose kommen die Gegenteile gut zum Ausdruck. – Wenn wir auf dem Nirvana-Plan angelangt sind, ist das Wesen an dem Punkt angelangt, daß sein Atma ganz nach außen liegt. Wir haben es dann zu tun mit einem solchen Logos, den wir als die Sieben bezeichnet haben. Es sind die sieben schöpferischen Geister, deshalb haben wir auch sieben verschiedene Rassen.*

Die sieben verschiedenen Geister gehören dem Nirvanaplan an. Wenn wir dann den Paranirvana-Plan und den Mahaparanirvana-Plan durchlaufen, kommen wir zum ersten und zweiten Logos selbst. Auf dem Paranirvanaplan entsteht der zweite Logos und auf dem Mahaparanirvana-Plan der erste Logos. Auf dem Nirvana-Plan wird das Weltsystem von den 7 mal 3 = 21 Prajapatis vollendet. Der letzte von ihnen ist abc, der dritte Logos selbst. Erst der erste Logos kann das, was in die achte Sphäre gefallen ist, wieder mitnehmen. Er nimmt es mit dem Weltenstaub. Hinaufgeworfen werden aus der Entwicklung heißt, sein Leben verketteten mit etwas, was unbedingt zurückbleibt, und darin warten, bis die Evolution wieder auf den betreffenden Zustand trifft. Ein Wilder, der von der Seele eines Wilden bewohnt wird, ist relativ glücklich; aber denken Sie sich ein entwickeltes Wesen im Körper eines Wilden oder eines Hundes, dann ist es in der Tat Verbannung. Die höhere Seele ist den Weg in eine niedrigere Manifestation gegangen. Tatsächlich heißt «in die achte Sphäre gehen» nicht mit der Evolution fortschreiten, nicht mitmachen zu können die Entwicklung der ändern, sondern auf niedrigere Stufe zurückgeworfen zu werden.

Das Bewußtsein ist zuerst ein Erkenntnisbewußtsein bis zum Nirvana-Plan. Vom Nirvana-Plan an ist es nicht mehr ein bloßes Erfassen, sondern ein innerliches Schaffen. Auf dem Paranirvanaplan ist es ein Schaffen nach außen. Auf dem Mahaparanirvana-Plan ist es das schöpferische Bewußtsein des Logos. Von da geht das Bewußtsein des Logos durch die achte Sphäre auf den physischen Plan über und wird dort zu schöpferischen Naturkräften. In Wahrheit sind sie der Ausdruck göttlicher Gedanken, die uns als Kräfte erscheinen, weil wir sie nicht überschauen.

* «Rassen» bezieht sich hier auf die sogenannten Wurzelrassen mit ihren je sieben Unterrassen.

Zu einem neuen Band der
RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE

Wege zu einem neuen Baustil – «Und der Bau wird Mensch»

Acht Vorträge,

gehalten in Berlin und Dornach zwischen dem 12. Dezember 1911 und dem 26. Juli 1914,
mit einem Anhang, 22 Abbildungen und 2 Farbtafeln.

Bibl.-Nr. 286, Gesamtausgabe Dornach 1982

Im Juni/Juli 1914, wenige Wochen bevor am 1. August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach, hielt Rudolf Steiner auf dem Dornacher Hügel seine ersten Vorträge. Sie waren den neuen Bauformen gewidmet, die bei den Zuhörern, hauptsächlich mitarbeitenden Künstlern, tiefe Begeisterung auslösten. Es wird berichtet, daß man sich abends in der großen Schreinerei auf den aufgeschichteten Brettern und zwischen den noch kurz zuvor rastlos arbeitenden Maschinen lagerte und daß diese zwanglose Vortragsumrahmung allen, auch Rudolf Steiner, gefiel. Die Art, wie er diese Vorträge gehalten hat, sei wie eine «fröhliche Wissenschaft» empfunden worden. Für diejenigen, die diese Vorträge mitschreiben versuchten, war diese zwanglose Lagerung, teils auf dem Boden sitzend, allerdings weniger günstig. In bezug auf die Güte der Mitschriften konnte dies nicht ohne Wirkung bleiben. Man hat sich deshalb beim Schreiben abgelöst und nachher einen gemeinsamen Text erstellt. Diese Textfassung wurde von Marie Steiner im Jahre 1926, ein Jahr nach Rudolf Steiners Tod, unter dem Titel «Wege zu einem neuen Baustil» veröffentlicht. Der Text hatte verständlicherweise manche Mängel, die bei der zweiten Auflage im Jahre 1957 von den damaligen Herausgebern schon zu beheben versucht worden sind.

Für die nunmehr vorliegende dritte Auflage, die erste innerhalb der Gesamtausgabe, konnten inzwischen neu aufgefundene Mitschriften hinzugezogen werden. Alle vorhandenen Unterlagen wurden so gründlich als möglich geprüft. So war es möglich, noch manche unvollkommen festgehaltenen Wortlaute zu verbessern. Außerdem wurden diejenigen Vorträge über Baukunst, die Rudolf Steiner vor seinen ersten Dornacher Bauvorträgen in Berlin gehalten hat, eingegliedert. Der Band umfaßt somit in Teil I unter dem Titel «Und der Bau wird Mensch» die drei Berliner Vorträge vom 12. Dezember 1911, 5. Februar 1913 und 23. Januar 1914; in Teil II unter dem Titel «Wege zu einem neuen Baustil» die fünf Dornacher Vorträge vom Juni/Juli 1914 und im Anhang Notizen von den beiden Vorträgen Stuttgart, 7. März 1914 und München, 30. März 1914 über die Entwicklung der Baukunst im Zusammenhang mit den Jahrtausendwenden, ferner die Ausführungen über den Wiederaufbau des Goethea-

num bei der Weihnachtstagung 1923 mit einer farbigen Tafelzeichnung und zwei Aufsätzen in Basler Zeitungen. Die zweite Farbtafel gibt den Farbwirbel zum Vortrag vom 5. Juli 1914 über die schöpferische Welt der Farbe wider. Außerdem enthält der Band noch 22 photographische Aufnahmen.

Mit diesem Band, der sich an GA Nr. 284/85 «Bilder okkultur Siegel und Säulen – Der Münchner Kongreß Pfingsten 1907 und seine Auswirkungen» anschließt und der die Geburt des neuen Baugedankens dokumentiert, liegt nun ein weiterer gewichtiger Teil der Rudolf Steiner Gesamtausgabe vor.

Als Aperçu sei noch angeführt ein interessantes Echo, das die erste Publikation der fünf Vorträge «Wege zu einem neuen Baustil» in einer Bauzeitschrift gefunden hat. In «Der Neubau» (Berlin, 9. Jahrgang, Heft 9 vom 10. Mai 1927) schrieb damals Dr. Ing. Fuchs-Röll:

«Merkwürdiges Zusammentreffen – kurze Zeit, nachdem der Franzose Corbusier seine «kommende Baukunst» herausgebracht, erscheint ein gleich aufsehenerregendes Buch über dasselbe Thema, wiederum von einem Laien, dem verstorbenen Führer der anthroposophischen Bewegung, Rudolf Steiner; aber mit einem weniger anspruchsvollen Titel: «Wege zu einem neuen Baustil».

Polarität der Abstammung: Franzose und Österreicher; Polarität des Berufes: Maler und Philosoph. Daraus resultiert beinahe zwangsläufig eine gewisse Polarität ihrer Anschauungen und ihrer schöpferischen Werke, die sogar so groß ist, daß man eigentlich glauben müßte, sie seien sich innerlich fremd und feind wie Feuer und Wasser. Und doch haben sie manches Gemeinsame, insbesondere das begeisterte Streben, die fortreissende Tatbegeisterung.

Was Steiner gibt, sind Ateliervorträge – seine Frau Marie hat sie nach seinem Tod gesammelt und herausgegeben –, Gespräche, ähnlich wie sie Sokrates mit seinen Schülern zu führen pflegte.

Spezialwissenschaftliche Kenntnisse, technische Erfahrungen gehen Steiner natürlich ab, man darf sie billigerweise auch nicht von ihm erwarten. Aber wie so oft solche Außenstehenden findet auch er frische Quellen, die sich dem schulmäßigen Könner und Kenner verschließen. Wie auf anderen Gebieten ist seine Arbeit auch auf dem der Baukunst wertvoll, hauptsächlich als Anregung. Die technische Ausfeilung und Ausführung seiner Ideen überläßt er – auch darin zeigt sich seine Weisheit – dem Spezialisten.

Im Angesicht und im Fortschreiten des von ihm selbst geschaffenen Baues, des Goetheanum in Dornach, verbreitet er sich über die verschiedensten Probleme der Baukunst. Viel für den Techniker allzu abstraktes, reinphilosophisches, daneben jedoch eine Perlenkette verblüffender Wahrheiten, in eine lebendige, oft zum Faszinierenden sich steigernde Sprache gefaßt. Man braucht nur den dritten der Vorträge zur Hand zu nehmen. Wie er da die «baukünstlerischen Gedanken» im alten Griechenland, in der frühchristlichen Zeit, im Mittelalter und in der Jetztzeit vergleichend betrachtet, beweist sein eminentes Verständnis

für den Geist aller dieser Zeiten. Wer überhaupt Sinn hat für das Geistige in der Architektur, der lese dieses Buch eines Philosophen. Denn auch für den Baukünstler gilt das Wort: er lebt nicht vom Brot allein. Die Steinerschen Baugeanken geben ihm geistige Impulse, wertvolle Anregungen zum Schaffen, ja geradezu handwerkliche Hinweise, wie z.B. in dem fünften Vortrag mit seinen geistvollen Ausführungen über die Anwendung der Farbe in Architektur und Plastik. Da findet man keine Schlagworte wie in manchem berühmten Kunstbuch, sondern tiefgründige, von wissenschaftlichem Ernst und praktischem Verständnis getragene Hauptsätze.

Und die Art, wie er sich mit Andersdenkenden, insbesondere mit dem verstorbenen Münchener Theoretiker und Künstler Adolf Hildebrandt auseinandersetzt, könnte manchem eitlen Fachgelehrten als Muster dienen für eine trotz aller sachlichen Schärfe in der Form freundliche, ja geradezu verbindliche Diskussion. »

Möchten die jetzt neu vorliegenden und erweiterten Darstellungen Rudolf Steiners ein ebensolches, ja noch tieferes Echo finden.

Hella Wiesberger

Es ist eine bemerkenswerte Tatsache, daß Rudolf Steiners Wirken in die Jahrzehnte fällt, die begrenzt werden einerseits durch den Abschluß der Entwicklung der Stenografie, andererseits durch den Beginn der Verwendung von Tonaufnahmegeräten. Von diesem Gesichtspunkt aus mag vielleicht der nachfolgende Artikel auch die Leser der «Beiträge» interessieren. Er ist das Ergebnis eines Gesprächs des Autors mit Mitarbeitern des Archivs der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung.

Michel Schweizer

Rudolf Steiners riesiges Nachlaßwerk dank Kurzschrift

4500 Vorträge mitstenografiert

Aus: «Der Schweizer Stenograf», Okt. 1982
(Organ des Allgemeinen Schweizerischen Stenografenvereins)*

Wer kennt ihn nicht, diesen großen Anthroposophen Dr. phil. Rudolf *Steiner* (1861–1925), dessen reiche kulturelle Tätigkeit in Wien, Weimar und Berlin tiefe Spuren hinterlassen hat? Er machte sich einen Namen als Goethe-Herausgeber, Schriftsteller, Redaktor und Lehrer. Sein Wirken wurde nach der Jahrhundertwende mehr und mehr bestimmt durch das Eintreten für eine «anthroposophisch orientierte Geisteswissenschaft». Mit dem Bau des «Goetheanums» wurde Dornach bei Basel Zentrum seiner Wirksamkeit. Die Ergebnisse von Steiners geisteswissenschaftlicher Forschung zeigen ihre praktischen Auswirkungen in der Erneuerung vieler Lebensgebiete: In der Erziehung, in der Medizin und Heilpädagogik, im Künstlerischen wie im Landbau und im sozialen Bereich. Die Anthroposophie erschließt dem suchenden Menschen ein neues spirituelles Welt- und Menschenbild, das im Gegensatz zu östlichen Traditionen im abendländischen Geistesleben wurzelt und in dessen Zentrum das Christus-Ereignis steht. So hat sich auch ihre Schulungsmethode aus dem modernen Denken entwickelt.

Redaktion (E. Meyner)

Geschichtlicher Rückblick

Aus der Geschichte der Kurzschrift (vgl. auch B. Gloor «Die Kurzschrift im Wandel der Zeit», April und Mai 1979) ist uns bekannt, daß die ältesten Reden, die wörtlich festgehalten wurden, durch Tiro, den Erfinder der «Tironischen Noten» – älteste Kurzschrift der Menschheit – mitstenografiert wurden. Tiro war ein hochgebildeter, griechischer Sklave Ciceros – Konsul, Philosoph und größter Redner Roms. Tiro hat nämlich 63 v. Chr. die im römischen Senat gehaltene große Anklagerede gegen den Verschwörer Catilina mitstenografiert.

In den 2055 Jahren, die seither verflossen sind, haben hervorragende Stenografen und Kurzschriftschreiber unzählige Vorträge, Reden, Debatten, Zeugnisausagen und Streitgespräche in vielen verschiedenen Kurzschrift-Systemen mitstenografiert und auf diese Weise für die Nachwelt festgehalten.

* Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Redaktion der Zeitschrift «Der Schweizer Stenograf».

Größter stenografischer Nachlaß der Menschheit in Dornach SO

Sicher ist es aber den meisten Lesern des «Schweizer Stenografen» nicht bekannt, daß der größte stenografische Nachlaß einer Persönlichkeit seit bald 60 Jahren in Dornach SO, 10 km von Basel entfernt, bei der *Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung* aufbewahrt wird.

Rudolf Steiner, der Begründer der Anthroposophie, hat diese nicht nur in etwa 30 Büchern, sondern in der Zeit von 1900 bis 1925 in über 6000 Vorträgen vielen Zuhörern in zahlreichen Städten Europas nahegebracht.

Von den über 6000 Vorträgen – es gab damals noch keine Tonbandgeräte – sind über 4500 mitstenografiert worden. Diese Vorträge sind dann teils schon zu Lebzeiten Rudolf Steiners, teils erst nach seinem Tode in einem großen Nachlaßwerk der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden.

Rudolf Steiner hat seine Vorträge immer frei, ohne Benützung gelegentlicher, nur der Vorbereitung dienender Notizen gehalten, und zwar außer über allgemein anthroposophische Themen auch über so verschiedene Gebiete wie Naturwissenschaft, Kunst, Erziehung, Medizin, Landwirtschaft, religiöse Erneuerung, soziale Fragen – immer aus anthroposophischer Sicht.

Rudolf Steiners Verhältnis zum «Mitstenografieren»

Rudolf Steiner hat seine Vorträge vor allem in Berlin und Dornach, aber auch in vielen anderen europäischen Städten gehalten. Zwar war er selber *ein guter Stenograf* – er hatte das damals in Österreich noch übliche System «Gabelsberger» als Gymnasiast autodidaktisch erlernt; aber sein Verhältnis zum «Mitstenografieren» seiner Vorträge war sehr ambivalent, schreibt er doch in seiner Autobiografie, «Mein Lebensgang», Kapitel 35 u.a.: «Es liegen nun aus meinem anthroposophischen Wirken zwei Ergebnisse vor: erstens meine . . . veröffentlichten Bücher, zweitens eine große Reihe von Kursen . . . Es waren dies Nachschriften, die bei den Vorträgen mehr oder weniger gut gemacht worden sind und die – wegen Zeitmangels – nicht von mir korrigiert werden konnten. Mir wäre am liebsten gewesen, wenn mündlich gesprochenes Wort mündlich gesprochenes Wort geblieben wäre. Aber die Mitglieder wollten den Privatdruck der Kurse. Und so kam er zustande.» – Marie Steiner-von Sivers, Rudolf Steiners Lebensgefährtin, drückt sich 1945, also 20 Jahre nach dessen Tode, in «Welches sind die Aufgaben der Nachlaßverwaltung?» in dieser Beziehung noch deutlicher aus, schreibt sie doch: «Das, was Dr. Steiner selbst geschrieben hat, . . . ist nur ein Teil der literarischen Hinterlassenschaft. Daneben gibt es den schwierigeren, weil unvollkommeneren Teil: die . . . gedruckten Nachschriften. Sie wurden zunächst gegen das Gebot Dr. Steiners privat vervielfältigt und unter der Hand verbreitet und enthielten oft solchen Unsinn, daß Dr. Steiner, um dem Unfug zu steuern,

sich gezwungen sah, die Stenografen selbst zu bestimmen und die Übertragung in unsere eigene Regie zu nehmen. So entstanden die großformatigen *Zyklen und Festvorträge als Privatdruck*. Er selbst hatte aber nicht die Zeit, sie durchzusehen, und er litt darunter, weil er das gesprochene Wort als nicht geeignet für den Druck betrachtete.»

Die Buchausgaben der Vorträge – neuerdings sind auch Einzelvorträge in Buchform erhältlich – sind deshalb alle mit folgender Einschränkung aus «Mein Lebensgang» versehen: «Als mündliche, nicht zum Druck bestimmte Mitteilungen waren diese Inhalte gemeint . . . Wer diese Drucke liest, kann sie im vollständigen Sinne eben als das nehmen, was die Anthroposophie zu sagen hat . . . Er wird eben nur hinnehmen müssen, daß in den von mir nicht nachgesehenen Vorlagen sich Fehlerhaftes findet.»

Die Stenografen und Stenografinnen

Von über achtzig Hörern und Hörerinnen stammen die Unterlagen – in den ersten Jahren oft nur Notizen und Referate, dann immer bessere Stenogramme – für die Herausgabe der Vorträge. Vier Stenografen (innen) – drei davon Stolze/Schrey, einer im System Gabelsberger schreibend – sollen hier besonders erwähnt werden. Zu bemerken ist noch, daß in der Schweiz bereits 1897 Stolze/Schrey Einheits-System wurde, während die Deutsche Einheitsschrift (DEK) – ein Gemisch aus Stolze/Schrey und Gabelsberger – erst 1924 Einheitskurzschrift wurde, so daß vorher sowohl Stolze/Schrey als auch Gabelsberger verwendet wurde.

Walter Vegelahn (Berlin 1880, Berlin 1959)

Walter Vegelahn, Bankangestellter, Schauspieler und Kartograph, lernte Rudolf Steiner bereits 1901 im Giordano-Bruno-Bund kennen und belegte damals auch schon Vorträge, die Rudolf Steiner an der Arbeiter-Bildungsschule in Berlin hielt. In einem 1959 erschienenen Nachruf über ihn heißt es u.a.: «Von 1903 an haben sich Nachschriften, erst nur in zusammengefaßter Form, aber bald schon sehr ausführlich, von Vorträgen Rudolf Steiners erhalten. In weit über 500 Stenogrammen im Einigungssystem Stolze/Schrey, die alle sauber übertragen wurden, ist so ein wesentlicher Teil des Vortragswerkes Rudolf Steiners durch unseren Freund erhalten geblieben . . . Frau Marie Steiner lobte die Qualität der Vegelahnschen Nachschriften und äußerte sich wiederholt, daß sie besonders zuverlässig seien . . . Häufig ging er unmittelbar nach einem Vortrag zu Dr. Steiner und ließ sich von ihm einen Titel für den soeben gehaltenen Vortrag geben, da ja viele Mitglieder-Vorträge ohne Titelangabe angekündigt wurden . . . Seine Tätigkeit als Stenograf wurde durch seine Einberufung im Weltkrieg unterbrochen. Aber schon 1919 sind viele (Berliner) Vorträge von seiner Hand erhalten.»

Hedda Hummel (gest. 1939)

Hedda Hummel aus Köln hat ab 1912 einige hundert Vorträge in Stolze/Schrey-Debattenschrift mitstenografiert. Dank gewissenhafter, systematischer Schulung hat sie die Qualität ihrer Nachschriften im Laufe der Jahre ständig gesteigert.

Franz Seiler (1868 Bühl bei Baden-Baden, Berlin 1959)

Franz Seiler hat von 1901 bis 1913 in der «Berliner Zeit» von Rudolf Steiner und noch zwei Jahre danach in Dornach ungefähr 800 Vorträge in gestochen scharfer, schöner Gabelsberger-Stenografie mitgeschrieben. Franz Seiler arbeitete bei einer großen Versicherungsgesellschaft. Er lebte unglaublich bescheiden, aber vielseitig interessiert. In einem 1960 erschienenen Nachruf heißt es über ihn u. a.: «Pfarrer sollte, doch wollte er nicht werden. Kaufmann genügte ihm zu erlernen; er war ein unermüdlich Strebender. Er probierte alles, alle Bewegungen seiner Zeit, den Vegetarismus, die Heilsarmee, die Theosophie. Bei Brockdorffs traf er Dr. Steiner. Dieser lud ihn ein und erbat seine Hilfe. Er war Buchführer, Protokollführer und Stenograf. Und Rudolf Steiner arbeitete mit an seiner geliebten Astrologie.»

Helene Finckh (Stuttgart 1883, Stuttgart 1960)

1913 kam Rudolf Steiner nach Dornach, und es begann der Bau des ersten Goetheanums. Als man 1915 dringend nach einem fähigen, zuverlässigen Stenografen für die Vorträge suchte, fiel die Wahl Rudolf Steiners auf Helene Finckh. Von da an bis zum Ende des Erdenlebens von Rudolf Steiner schrieb sie fast alle in diesen neun letzten Jahren gehaltenen Vorträge nach – es waren wohl über 2500 – und war bei den meisten Reisen dabei. Oft hat sie die Stenogramme – sie schrieb Stolze/Schrey-Debattenschrift – noch am gleichen Tag bzw. in der gleichen Nacht mit der Schreibmaschine «ins reine» übertragen. Da Rudolf Steiner manchmal drei Vorträge am gleichen Tag über ganz verschiedene Wissensgebiete hielt, erforderte dieses Mitstenografieren und nachträgliche Übertragen nicht nur großes stenografisches Können und einen enormen persönlichen Einsatz, sondern auch ein breites Allgemeinwissen.

In einem Nachruf eines ihrer Mitarbeiter heißt es: «Nur wer die Intensität jener Arbeitsjahre an der Seite Rudolf Steiners noch miterlebt hat, kann ahnen, welche Anforderungen damals an einen Mitarbeiter gestellt wurden, der fast sämtliche Reisen mitmachte, alle Vorträge aufnahm und dann an deren Übertragungen arbeitete und nebenher ständige Sekretärdienste leisten mußte.»

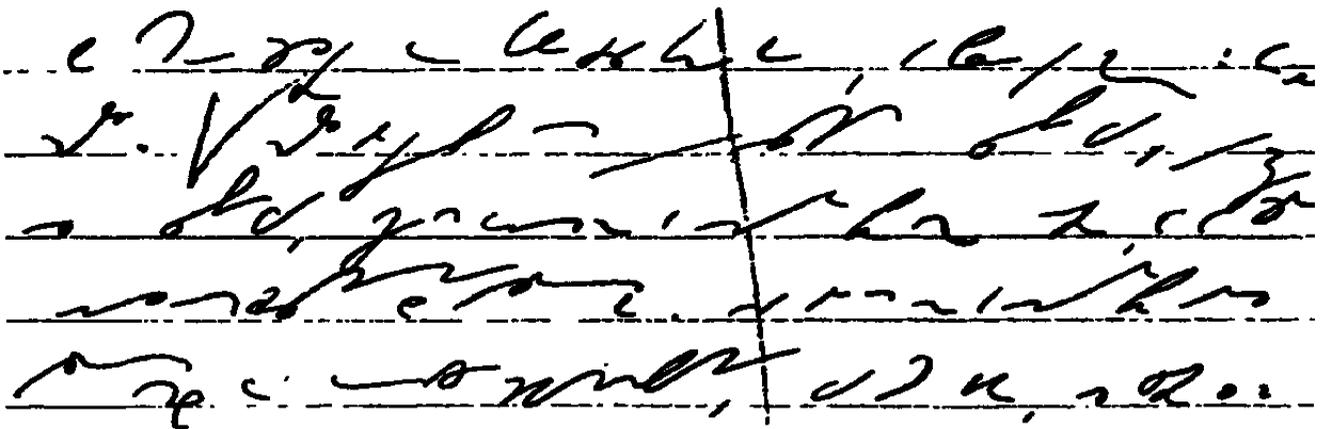
Frau Finckh hätte in der Jugend gerne Medizin studiert, aber weil ihr Vater früh gestorben war, mußte sie beim Unterhalt der großen Familie – 7 jüngere

Geschwister – möglichst bald mithelfen. Sie wählte deshalb den Handelslehrerberuf. In dieser Eigenschaft unterrichtete sie auch Stenografie. Als ihr Mann nach ganz kurzer Ehe im September 1914 an der Westfront fiel, kam sie auf Besuch nach Dornach, wo sie 45 Jahre bleiben sollte.

Weiter heißt es im erwähnten Nachruf über diese hochbegabte, fleißige Frau: «Die Erfahrung vieler Jahre hatte gezeigt, wie sehr für diese Aufgabe, an der erprobte Parlamentsstenografen versagt hatten, die besondere Note von Frau Finckh sich bewährte. Sie hatte außer einer ungewöhnlichen technischen Vollkommenheit des Stenografierens durch ihr tiefes inneres Verbundensein mit der Anthroposophie . . . die Möglichkeit, das Aufgenommene fast fehlerlos und vor allem ohne eigene Ergänzungen oder Auslassungen festzuhalten, was ihre Nachschriften besonders wertvoll macht.»

Bei der Herausgabe des Nachlaßwerkes von Rudolf Steiner wirkte Frau Finckh fast bis zu ihrem Tode mit.

Nachstehend einige Zeilen aus einem *Originalstenogramm* von *Helene Finckh*, aus einem öffentlichen Vortrag Rudolf Steiners, gehalten am 9. April 1923 in Basel, unter dem Titel «Was wollte das Goetheanum und was soll die Anthroposophie?»



*als ich es hier schon durch viele Jahre getan habe, die Frage zu beantworten:
Was soll
Anthroposophie? Anthroposophie will zunächst sein eine Erkenntnis der geistigen Welt, eine solche Erkenntnis der geistigen Welt, welche sich durchaus an die Seite stellen kann demjenigen, was wir heute in einer so großartigen Weise als Naturwissenschaft haben. Sie will sich an die Seite stellen dieser Naturwissenschaft, sowohl durch wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit wie auch dadurch, daß derjenige, der in*

Riesiges Nachlaßwerk dank hervorragender Stenografen(innen)

Die vorhandenen Originalstenogramme – nur von Helene Finckh sind sie vollständig vorhanden – und die langschriftlichen Übertragungen sind bei der Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung in Dornach fein säuberlich beschriftet und katalogisiert in Registraturschränken aufbewahrt und werden heute noch bei Neuauflagen verwendet.

Selbstverständlich hat die Nachlaßverwaltung Mitarbeiter, die nicht nur das System Stolze/Schrey beherrschen, sondern auch das System Gabelsberger, und zwar sowohl in Schul- wie auch in Debattenschrift.

Dank Stenografie und hervorragenden Stenografen und Stenografinnen hat das riesige Vortragswerk Rudolf Steiners nicht nur die an den einzelnen Vorträgen anwesenden Zuhörer erreicht, sondern es hat auch während und nach seiner Lebenszeit der viel größeren Anzahl von Lesern ermöglicht, Zugang zu seinen Gedanken und Überlegungen zu finden. Dadurch sind nicht nur die Geisteswissenschaften, sondern auch viele andere Erfahrungs- und Wissensgebiete (Erziehung, Medizin, Landwirtschaft, Architektur, Kunst- und Kunstgeschichte, Musik und Eurythmie, Naturwissenschaft und religiöse Erneuerung) befruchtet und zum Teil maßgeblich beeinflusst worden.

Byron T. Gloor

Auftuf an unsere Leser

Wissen Sie von Menschen, die in den Jahren 1901 bis 1924 Vorträge Rudolf Steiners mitgeschrieben haben?

Für die genaue Ermittlung der Wortlaute sind uns jede Art von Original-Mitschriften willkommen, ob in Normalschrift oder in Stenografie. Auch lückenhafte Aufzeichnungen während der Vorträge können für die Textvergleiche gute Dienste leisten.

Wir wären Ihnen dankbar für Hinweise auf entsprechende Nachlässe. Schreiben Sie bitte an das

Archiv der
Rudolf Steiner-Nachlaßverwaltung
Rudolf Steiner-Halde
CH-4143 *Dornach*

Bücher für den Osten

Seit Jahren vermittelt die Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung Bücher an Freunde in den Ländern hinter dem eisernen Vorhang, die aus Devisengründen die Bücher nicht kaufen können. Der Bedarf ist im Laufe der Jahre nicht geringer geworden und darum sei die Bitte um Spenden für diesen Zweck, die in dieser Zeitschrift schon öfters ausgesprochen worden ist, in dieser jetzigen Weihnachtszeit wiederholt. Gebeten wird um Bücher- oder Geldspenden. Viele Besitzer von Bänden der Gesamtausgabe haben noch alte Ausgaben bei sich zu Hause liegen, die im Osten willkommen sind. Wenn Geld gespendet wird, so verdoppelt die Nachlassverwaltung jeden geschenkten Franken und übernimmt alle Umtriebe, die mit diesen Aktionen verbunden sind. Bitte geben Sie also anthroposophische Bücher, die Sie nicht mehr brauchen, in erster Linie natürlich solche von Rudolf Steiner, an das Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung in Dornach zur Weitervermittlung. Geldspenden (mit dem Vermerk: Ostfond): Postscheckkonto Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung Dornach, 40-21982 (Basel). Für Deutschland: Postscheckkonto Karlsruhe 70196-757.

Archiv der Rudolf Steiner-Nachlassverwaltung
R. Friedenthal

RUDOLF STEINER

Wege zu einem neuen Baustil «Und der Bau wird Mensch»

3., neu durchgesehene und stark erweiterte Auflage.

Erstmals in der Gesamtausgabe.

Acht Vorträge, Berlin und Dornach 1911–1914. Im Anhang Notizen zu zwei Vorträgen Stuttgart und München 1914, Auszüge aus zwei Vorträgen, Dornach 1923/24, und zwei

Aufsätze aus dem Jahre 1924. Bibl.-Nr. 286.

136 Seiten mit 22 Abbildungen und 2 Farbtafeln, Großformat, Leinen

Fr. 42.–/DM 49.–

RUDOLF STEINER VERLAG, DORNACH (SCHWEIZ)

BEITRÄGE ZUR RUDOLF STEINER GESAMTAUSGABE
VERÖFFENTLICHUNGEN AUS DEM ARCHIV
DER RUDOLF STEINER-NACHLASSVERWALTUNG, DORNACH

Heft Nr. 78 Jahreswende 1982/83

Walter Kugler: Zu diesem Heft 1

Rudolf Steiner

Goethe und Goetheanum. Aus dem Manuskript des Aufsatzes von 1923
(in GA 36) Faksimile 2/3

Walter Kugler: Praktische Ausbildung des Denkens. Drei Vorträge. Ihre Gemein-
samkeiten, ihre Besonderheiten. Versuch einer vergleichenden Betrachtung . . . 4

Rudolf Steiner

Die praktische Ausbildung des Denkens. Öffentlicher Vortrag in Nürnberg vom
13. Februar 1909. 7
Planetarische Entwicklung. Notizen von zwölf Vorträgen, Berlin 1904; 11. und
12. Vortrag (Fortsetzung aus Heft 71/72) 25

Hella Wiesberger: Wege zu einem neuen Baustil. Zu einem neuen Band in der
Gesamtausgabe 39

Byron T. Gloor: Rudolf Steiners riesiges Nachlaßwerk dank Kurzschrift. Ein Artikel
aus: «Der Schweizer Stenograf», Oktober 1982 42

Robert Friedenthal: Bücher für den Osten 48

Die Zeichnung auf dem Umschlag wurde nach einer Bleistiftskizze Rudolf Steiners
leicht verkleinert reproduziert

Preise und Bezugsbedingungen siehe hintere Umschlagseite